

JÜRGEN ERFURT / JOACHIM GESSINGER

Sprachbewegungen – oder was bedeutet es, Sprachgeschichte transkulturell zu modellieren?

Resümee

Ziel dieses Beitrags ist es, entlang einer Sprachgeschichte von ‚SprecherInnen in Bewegung‘ jene Zugriffsweisen und Prozesse zu identifizieren, die zu einer transkulturellen Sprachgeschichtsschreibung hinführen. Ausgehend von einem Vergleich der Sprachgeschichtsschreibungen zum Deutschen und zum Französischen richtet sich die Aufmerksamkeit in einem ersten Schritt darauf, welche neuen Perspektiven auf die jeweilige Geschichte und welche neuen Datenbereiche des Sprachlichen in den letzten Jahrzehnten erschlossen wurden. Damit einher geht eine Kritik an einer historiographischen Praxis, die im Paradigma des sprachlichen Nationalismus seit dem 19. Jh. Sprachgeschichte als Geschichte *einer* Sprache konzipiert, so als ob die Menschen naturgegeben einsprachig seien und Sprachen isoliert voneinander und in abgegrenzten Räumen existierten. Anhand von Fallstudien zu den sprachlichen Dynamiken in Paris und Berlin, speziell im 18. und frühen 19. Jh., rücken die sprachlichen Dimensionen von Mobilität, Migration und Kontakt der Akteure sowie Prozesse der Verflechtung, Aneignung und Aushandlung kultureller Praktiken und von Mehrsprachigkeit in den Mittelpunkt.

This contribution aims to identify, along a linguistic history of “speakers on the move”, those approaches and processes that lead to a transcultural historiography of language. Starting with a comparative analysis of German and French historiography, the first step zooms in on the new perspectives on the respective histories and the new data areas of language practices that have emerged in recent decades. What follows is a critique of a historiographical practice which, in the paradigm of linguistic nationalism since the 19th century, conceives of language history as the history of a language as if people were naturally monolingual and languages existed in isolation from one another and in demarcated spaces. Based on case studies of linguistic dynamics in Paris and Berlin, especially in the 18th and early 19th centuries, the second step looks at the linguistic dimensions of mobility, migration and contact of the actors as well as processes of interweaving, appropriation and negotiation of cultural practices and multilingualism.

1 Historische Konstruktion und Rekonstruktion in der Sprachgeschichtsschreibung

Beim Vergleich der deutschen und der französischen Sprachgeschichtsschreibungen fällt auf, dass es für das Deutsche kein Äquivalent zur autoritativen zwanzigbändigen *Histoire de la langue française des origines à 1900* (HLF)¹ von Ferdinand Brunot (1860-1938) gibt. So stellt Mattheier 1995 fest, dass zwar seit 1945 eine umfangliche und wachsende Anzahl von Publikationen zur ‚Deutschen Sprachgeschichte‘ erschienen ist, „aber in der deutschen Sprachgeschichtsschreibung scheint das organisierende Zentrum zu fehlen, von dem heraus eine Sprachgeschichte ‚wie aus einem Guß‘ fließen könnte“ (Mattheier 1995, 2). Die Gründe scheinen auf der Hand zu liegen und können aus dem Gegensatz zwischen der zentralstaatlichen Verfassung Frankreichs nach der Idee der *État-Nation* (Staatsnation) und der deutschen territorialen Zersplitterung mit der Idee der *Kulturnation* abgeleitet werden: Unterschiedlich strukturierte Prozesse bei der Herausbildung und Durchsetzung schriftsprachlicher Prestige- oder Leitvarietäten, unterschiedliche Möglichkeiten für sprachpolitische Eingriffe, unterschiedliche Agenturen für Alphabetisierung und für Elitenrekrutierung.

Wie stark der Blick auf die Sprachverhältnisse von den jeweiligen institutionellen Bedingungen geleitet wird, zeigen die Debatten um die auf Dante Alighieri zurückgehende, dann in Oberitalien im 16. Jh. breit diskutierte ‚*Questione della lingua*‘, die in Frankreich ihr Pendant im 17. Jh. mit der Diskussion über den ‚*bon usage*‘ fand und sich im deutschsprachigen Raum im 18. Jh. auf die Frage fokussierte: Was ist Hochdeutsch? Als notorisches Muster ziehen sich die Dichotomien bis heute durch die Geschichtserzählungen beider Sprachen: Einheit vs. Vielfalt, Literatursprache/Hochsprache und später Standard vs. Dialekte/Patois/Substandard, monozentrische vs. plurizentrische Entwicklungen, Schriftlichkeit vs. Mündlichkeit, Muttersprache vs. Fremdsprachen, high- vs. low-variety und anderes mehr.

Folgt man diesem Muster, werden vor allem die Differenzen in den so beschriebenen Sprachverhältnissen in Deutschland und Frankreich, den Traditionen ihrer Beschreibung, den politischen Rahmenbedingungen und jeweiligen ideologischen Funktionen deutlich konturiert, allerdings werden vergleichbare Verengungen und Verkürzungen ausgeblendet. Dies betrifft vor allem

1 Die Bände I bis IX erscheinen von 1905 bis zu Brunots Tod im Jahr 1938 bei Armand Colin in Paris. Die Bände III, IV, VI, VIII, IX, X und XI sind Doppelbände, von denen die Bände X und XI posthum publiziert werden. Fortgesetzt wird die HLF von Ferdinand Brunots Schüler Charles Bruneau mit den Bänden XII (1815-1852) und XIII (1852-1886), an die wiederum die umfangreichen und nun auch kollektiv verfassten Bände von Antoine/Martin 1985 für die Zeit von 1880 bis 1914, Antoine/Martin 1995 für die Zeit von 1914 bis 1945 und schließlich Antoine/Cerquiglini 2000 für die Zeit von 1945 bis 2000 anschließen.

- die unzureichende Behandlung der in beiden Sprachräumen persistenten Mehrsprachigkeit,
- die Abwertung und Marginalisierung von Minderheiten- und Regionalsprachen,
- die handlungsleitende Verkoppelung von Nationalstaat, sprachlicher Einheit und kultureller Homogenität in Verbindung mit der Eindämmung migrationsbedingter und – im Fall Frankreichs besonders ausgeprägter kolonial ererbter – sprachlicher Heterogenität,
- die Geringschätzung von sprachlicher Diversität und demographischem Wandel im Zuge von Migration,
- die sich fundamental wandelnden kommunikativen Praktiken der Individuen und der Gemeinschaften im Kontext von Digitalisierung und Internet im Spätkapitalismus.

Der Titel dieses Beitrags mag gleichermaßen erstaunen wie irritieren, weil vermutlich die meisten LeserInnen annehmen dürften, dass Sprachgeschichte bzw. Sprachgeschichtsschreibung ohne einen Blick auf ihre kulturelle Verfasstheit ebenso wenig auskommt wie die Untersuchung kultureller Formationen und Prozesse ohne Einbeziehung des für sie konstitutiven Mediums Sprache. Diese Annahme erweist sich, wenn man die dominante Theoriebildung der letzten Jahre betrachtet, sowohl für das eine wie das andere als selten zutreffend und als weitgehend folgenlos: Für die markanten Paradigmenwechsel der letzten Jahrzehnte – Konstruktivismus, *cognitive turn*, *spatial turn* oder *embodiment theory* – spielte der Zusammenhang von Sprache und Kultur keine oder nur eine untergeordnete Rolle², insofern man ihn als ein vielgestaltiges, plurizentrisches, multimodales Szenario begreift, das von sich überlagernden Vernetzungen und Verflechtungen geprägt war und ist. Dessen permanenter Wandel wird von eher ungleichzeitigen Prozessen des Transfers, der Modellbildung, Adaptation, Emergenz und Innovation bestimmt. Irritieren mag der Titel auch deshalb, als Transkulturalität bislang kein in der orthodoxen oder *mainstream*-Sprachwissenschaft eingeführter Begriff ist. In der Mediävistik³ oder der aktuellen Mehrsprachigkeitsforschung⁴ hingegen hat er durchaus seinen Platz gefunden.

Indem Sprachgeschichte in einer transkulturellen Perspektive von Mobilität, Migration und Kontakt der Akteure, von deren Austausch- und Vernetzungsprozessen sowie von individueller und gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit ausgeht, treten die vielfältigen Formen und Prozesse des Sprachkontakts, der Mischung und der *Translatio* auf die Agenda der

2 Vgl. Brown 2006, Ehlich 2006, Jäger et al. 2016, 2.

3 Vgl. Borgolte/Tischler 2012, Drews/Scholl 2016, Netzwerk „Transkulturelle Verflechtungen“ 2016.

4 Vgl. u. a. Coste 2019, Dengersch/Cook 2020, Erfurt 2005, 2016, 2021, Fabricius/Preisler 2015, Gugenberger/Sartingen 2011, Kratochvil et al. 2013, Narcy-Combes 2018, Roche 2013.

Forschung.⁵ Dabei müssen die Ungleichheit der Akteure, die Differenzen im sprachlichen Handeln und die Emergenz von (neu entstehenden) Formen und Strukturen im Auge behalten werden (vgl. Abschnitt 5).

Der Begriff ‚Sprachbewegungen‘, mit dem wir an den Titel dieses Jubiläumshftes anknüpfen, indiziert den Wechsel der Perspektive von einer Sprachgeschichtsschreibung, die mit linearen, teilweise methodisch homogenisierten Artefakten hantiert, zu einer sprecherzentrierten und offenen Sichtweise auf die Geschichte von Sprache und sprachlichen Verhältnissen, von individueller und gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit. Mobilität, Kontakt und Migration von ‚SprecherInnen in Bewegung‘ werden so in den Mittelpunkt gerückt. Die Fallstudie zum Berlinischen (s. u., Abschnitt 4) wird dies in Umrissen illustrieren.

Zunächst aber soll ein kurzer Vergleich der historiografischen Praktiken in Deutschland und Frankreich Unterschiede und – vielleicht auch unerwartete – Gemeinsamkeiten aufzeigen. Ziel dieser Betrachtung ist es, entlang von neueren Darstellungen zur Sprachgeschichte jene Zugriffsweisen und Prozesse zu identifizieren, die zu einer transkulturellen Sprachgeschichtsschreibung hinführen. Was hierbei Transkulturalität bedeutet, wird, wie schon erwähnt, in Abschnitt 5 ausgeführt. Abgeschlossen wird der Beitrag durch eine Zusammenfassung der hier vertretenen Positionen.

2 ‚Deutsch‘

In einer deutschen Sprachgeschichte, so scheint eindeutig festzustehen, haben nur die auf das Deutsche bezogenen Vorgänge ihren Platz.

Klaus J. Mattheier (1995)

2.1 Zur Sprachgeschichtsschreibung des Deutschen – ein kurzer Aufriss

Noch bis in die Gründungsjahre der Bundesrepublik und DDR hätte man viele ältere Darstellungen zur *Geschichte der deutschen Sprache* ganz unironisch mit dem Untertitel ‚Sprachgeschichte für Deutsche‘ versehen können, ohne ganz falsch zu liegen – das ‚deutsche‘ Modell der Sprachgeschichtsschreibung, wie Reichmann diese Engführung in seinem einleitenden Beitrag zum Handbuch *Sprachgeschichte* apostrophierte.⁶ Die mit der Nationenbildung im 19. Jh. einhergehende nationalphilologische Perspektivierung

5 Zum Feld sprecherzentrierter linguistischer Teildisziplinen, die in diese Forschungsperspektive integriert werden sollten, gehören neben der funktionalen Pragmatik, Interaktionsanalyse und Spracherwerbsforschung auch wahrnehmungsbezogene Untersuchungen (perceptual dialectology, folk linguistics) und die ethnographisch orientierte Variationslinguistik, die durch die Integration von interaktionalen, diachronen und kulturbildenden Perspektiven eine stärkere empirische Fundierung der Handlungskomponente ermöglichen.

6 Besch/Betten/Reichmann/Sonderegger 1998, 1, 30 ff.

der Sprachgeschichtsschreibung blendete die Verhältnisse in anderen deutschsprachigen Ländern oder von deutschsprachigen Minderheiten vielfach aus.⁷

Und heute? Auch wenn eine derartige Historiographie einer zur Nationalsprache erhobenen Varietät vielen deutschen StaatsbürgerInnen wenig sagen würde, weil sie mit der eigenen sprachhistorischen oder -biographischen Erzählung nichts zu tun hat, so entfaltet dennoch die monolinguale Reduktion auf die Konstrukte ‚deutsch‘ und den Singular ‚Sprache‘ gerade in der rezenten Migrationsgesellschaft aufs Neue ihre identitätspolitische Wirkung, vor allem dann, wenn sie als ‚Leitkultur‘ tragende Teile eines monokulturell definierten Überbaus werden.⁸

Gemeinsame Sprache und gemeinsame Kultur waren lange Zeit fundamental für die Gründungsmythologie heterogener Populationen ohne gemeinsame staatsförmige Bindung (e.g. ‚die Deutschen‘). Nationalsprache und Nationalkultur sollten jene *Kulturation* ausmachen, die als identitätsstiftendes Phantasma vor allem im späten 18. und 19. Jh. die Bemühungen um nationale Selbstvergewisserung prägten. Die exklusive Perspektivierung, die mit dem Ineinsetzen von Kultur und Sprache in ihrer monolinearen Engführung einhergeht⁹, hatte für die ältere Sprachgeschichtsschreibung zur Folge, dass Mehrsprachigkeit, Variation, Sprachmischung und sprachliche Innovation, wenn überhaupt thematisiert, als Ausnahmen oder Störungen eines Wandels marginalisiert wurden. Dies zeigt sich zunächst im Kontext universalgeschichtlicher Entwürfe bis in die erste Hälfte des 19. Jh.s hinein, wo die Geschichte von Sprachen zunächst als Progress oder Verfall modelliert wurde. Mit dem Aufkommen von auch für die Philologie attraktiven naturwissenschaftlichen Leitwissenschaften wie Biologie und Geologie wurde sprachlicher Wandel als (organische) Entwicklung (Schleicher) und später als im Wesentlichen endogener und regelhafter Prozess (Junggrammatiker) konzipiert. Darin sollte Kultur(geschichte) mit ihrem ideologischen Mehrwert dann keine relevante Rolle mehr spielen.¹⁰

Dies änderte sich in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts mit der Verbindung von Sprachgeschichte und Volkskunde (u. a. mit der Zeitschrift ‚Wörter und Sachen‘), dann mit Nachdruck durch die Einbeziehung von Sozial- und Kulturgeschichte und soziolinguistisch und pragmatisch orientierter Theorien seit den späten 70er Jahren des 20. Jh.s.¹¹ Zu den Publikationen, die diese Neuorientierung dokumentieren, gehört zweifelsohne die schon erwähnte, als weitgespannte Referenz realisierte mehrbändige *Sprachgeschichte*

7 Nicht eben viel besser verlegten die Herausgeber des Handbuchs *Sprachgeschichte* deren Beschreibung in die Abteilung ‚Regionalsprachgeschichte‘.

8 Das hat ganz praktische Konsequenzen, wenn etwa in der gegenwärtigen staatlichen Impfkampagne (Mitte 2021) MigrantInnen ohne Deutschkompetenz und insbesondere mit arabisch oder kyrillisch basierter Schriftlichkeit die notwendigen Informationen schwer zugänglich sind.

9 Zur Kritik vgl. die Beiträge in Gardt/Mattheier/Reichmann 1995 und Gardt 2000 sowie Gessinger 2005.

10 Zur Genese des von der Geologie geborgten Postulats eines bruchlosen ‚uniformen‘ Prozesses, wie er vor allem von den Junggrammatikern angenommen wurde, vgl. Christy 1983.

11 Zu dieser hier nur in Stichworten skizzierten disziplinären Entwicklung vgl. ausführlich Gessinger 2016 und die dort genannte Literatur.

(Besch/Betten/Reichmann/Sonderegger 1994 ff., ²1998 ff.), die erst mit dem Untertitel *Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung* den Fokus auf ‚Deutsch‘ offenlegt, allerdings (noch) im Singular. Als eine kritische erste Bestandsaufnahme kann der schon erwähnte, von Gardt, Mattheier und Reichmann herausgegebene Sammelband *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien* (1995) gelten. In den Beiträgen dieses Bandes finden sich neben Mattheiers immer noch lesenswerter kritischer Standortbestimmung und den Diskussionen neuerer Theorieentwürfe (Soziopragmatik, historische Semantik, Mentalitätsgeschichte) auch Beschreibungen von bislang marginalisierten Sektoren sprachlicher Praxis wie Lesen und Schreiben auf dem Lande und Einzelstudien zu Bayern, Österreich und den Niederlanden. Wenn schon nicht unbedingt ‚aus einem Guß‘ (Mattheier), so doch zumindest aus einer Hand, steht für diese Neuorientierung die mehrbändige *Deutsche Sprachgeschichte* von Peter v. Polenz, in der er zugleich einen detaillierten und kritischen Forschungsüberblick gibt.

Es erstaunt wenig, dass die nationalphilologisch ausgerichtete Historiografie blind gegenüber dem war (und ist), was an überliefertem Material (Texte auch von unausgebildeten Schreiberinnen und Schreibern, private Schriftlichkeit, Zeremonien und Rituale, standes- und geschlechtsspezifische Stil- und Verhaltensvorgaben, (auto)biographische Dokumente etc.) außerhalb des Interesses lag. Der disziplinären Einäugigkeit, die für ‚das Deutsche‘ vor allem die standardbildende Vertikalisierung, d. h. letztlich den Abbau diatopischer Varianz im Blick hat, entgehen Prozesse wie Hybridisierung, Interdialektalität, Innovation und die Synchronizität in der Verwendung von autochthonen und Migrantensprachen, Migration und Multilokalität von SprecherInnen/SchreiberInnen. Die Herausbildung von Ethnolekten (vgl. Androutsopoulos 2019, Auer 1999, 2007, Keim 2012), von ‚community languages‘ (Clyne 1991, Li 2018) und ‚Kiezdeutsch‘ (Wiese 2012, im Erscheinen) bis zu adressatenspezifischer Variation („Sprachbewegungen“ im Sinne von code switching¹²) sind nach unserer Auffassung keine Phänomene, die sich nicht auch mit veränderten Methoden in der Geschichte europäischer Nationalsprachen rekonstruieren ließen.

2.2 Was ist Hochdeutsch?

Die Unterschiede zur vorgängigen nationalphilologisch ausgerichteten Sprachgeschichtsschreibung lassen sich gut anhand der Darstellung der Sprachverhältnisse im Zeitraum vom 17. bis zum frühen 19. Jh. zeigen, eine Epoche, die stark von sprachtheoretischen und sprachpolitischen Auseinandersetzungen geprägt war. In einem auf diesen Zeitraum fokussierten Exkurs wollen wir einige Hauptlinien dieser Debatten und ihre historiographische Rekonstruktion skizzieren.

In seiner Sprachgeschichte (1994, ²2013) beschreibt v. Polenz in Band 2, der das 17. und 18. Jh. umfasst, Mehrsprachigkeit und Sprachmischung als konstitutive Elemente der

12 Vgl. dazu Macha 2007/2008 und Hettler/König/Lanwer 2011.

Sprachgeschichte im deutschsprachigen Raum, konzentriert sich aber in seiner Darstellung auf die Konkurrenz und Kookurrenz der ‚Kultursprachen‘ Latein, Französisch und Deutsch sowie auf die sprachrechtlichen, sprachpolitischen und sprachpflegerischen Bemühungen. Auf Sprachmischung jenseits lexikalischer Anleihen und die Heterogenität von Sprechsprachen geht v. Polenz nur am Rande ein¹³, wo doch gerade sie den thematischen Schwerpunkt der zeitgenössischen Kontroversen bildeten. Heterogene Sprachverhältnisse kollidierten mit dem Reinheitsgebot, das seit dem 17. Jh., nachdrücklicher im späten 18. und frühen 19. Jh., die Debatte um Nation, Kultur und Sprache bestimmte. Als identitätspolitisches Konstrukt mussten vor allem frühe ethnografische Beschreibungen der Germanen als illiterate, aber kriegstüchtige Stämme durch römische Historiker erhalten, die Tacitus in seiner ‚Germania‘ versammelte. Diese im 16. Jh. wiederentdeckte Zusammenstellung wurde in der 2. Hälfte des 18. Jh.s durch Johann Gottfried Herder als Beleg für die Reinheit und Ursprünglichkeit der Deutschen und ihrer Kultur missdeutet und zur ‚Gründungsurkunde der Deutschen‘ stilisiert. Im Rückgriff auf eine vermeintlich originäre Einheit von Volk, Kultur und Sprache sollte sich Deutschland als ‚Kulturnation‘ vor seinen Nachbarn auszeichnen. Diese Vergangenheitskonstruktion diene als ideologische Grundlage für ein politisches Programm, das mit in einer passfähigen Historiographie von Kultur und Sprache zu beidseitigem Nutzen verhandelt war.¹⁴

Einen buchstäblich gegenläufigen Weg schlägt Utz Maas mit seiner 2014 in überarbeiteter Auflage erschienenen Studie *Was ist deutsch?* ein, indem er die monolineare Historiographie ausgehend von den rezenten Sprachverhältnissen dekonstruiert und den „Fluchtpunkt der heutigen Hochsprache [...] durch den Verlauf der Geschichte als mehr oder weniger imaginäres Gegenstück zu einem komplexen Prozess der Arbeit an Sprache“ greifbar machen will.¹⁵ Neben den frühen hochsprachlichen Zeugnissen (klassisch ‚Denkmäler‘) sollen die „kulturellen Vorlagen für den Sprachausbau in der lateinischen Schriftkultur“ und auch die „(nicht)hochdeutschen sprachlichen Varietäten, die den sprachlichen Raum Deutschland zunächst mehrheitlich bestimmten und eine Ausrichtung auf das Hochdeutsche in der frühen Zeit keineswegs zwangsläufig machten“ (ebd.), in die Analyse einbezogen werden. An den Formulierungen mit Bezeichnungen wie ‚(nicht)hochdeutsch‘ und ‚sprachlicher Raum Deutschland‘ wird deutlich, dass sich Maas mit Vorsicht auf rutschigem Terrain bewegt. Wie soll man von ‚Deutschland‘ zu Zeiten sprechen, als es weder einen politischen noch territorialen Zusammenhang gab, der als materielle Referenz für die Etikettierung der räumlichen Zuordnung von gesprochenen und geschriebenen Sprachen dienen könnte. Und wenn rheinfränkisch (Karolinger) oder später oberdeutsch (Kanzlei Maximilians) basierte Schriftlichkeit als ‚Deutsch‘ klassifi-

13 v. Polenz 1994, 49-75. In der 2. Auflage (2013) wird dieses Kapitel ergänzt durch Hinweise auf Forschungen zur historischen Mehrsprachigkeit von sprachlichen Minderheiten und Deutsch als Fremdsprache (v. Polenz 2013, 80-84).

14 Vgl. u. a. Gardt 2000, Gessinger 2005; 2016 und die dort angegebene Literatur.

15 Maas 2014, 14.

ziert wird, im übrigen aber im *Regnum Teutonicum* (wie im gesamten *Sacrum Imperium Romanum*) lateinische Schriftlichkeit und regional wie kulturell bestimmte Sprechweisen verwendet werden, die nicht als Varianten von *deutsch adressiert werden können, dann zeigt sich, wie leicht es zu Fehldeutungen oder Legitimierungen sprachideologisch geprägter Perspektivierungen führen kann. Jahrhundertlang glich ‚Hochdeutsch‘ einer chronotopischen Chimäre, die als interessengeleitete Projektionsfläche identitätspolitischer Phantasmen erhalten sollte.

Die retrograde, von Maas als „Anamnese“ (Maas 2014, 15) konnotierte Rekonstruktion der aktuellen Sprachverhältnisse in deutschsprachigen Gemeinschaften ersetzt Wunschbilder durch eine gut dokumentierte, ethnographisch vertiefte Erzählung. Wo längere Prozesse in ihrer zeitlichen Abfolge dargestellt werden müssen, wechselt die Perspektive in eine chronologische Darstellung, so etwa die Herausbildung einer maßgeblichen schriftkulturellen Praxis im 18. Jh. als Produkt einer innerhalb der literarisierten Öffentlichkeit teilweise kontrovers ausgetragenen sprachtheoretischen wie sprachpolitischen Debatte.¹⁶

Wie in der Forschungsliteratur und bei den Zeitgenossen selbst üblich, subsumiert auch Maas diese Debatte unter die Frage ‚Was ist Hochdeutsch‘. Er hätte sie aber durchaus auch mit Anspielung auf den Titel seiner Monographie unter Einbeziehung von Herders Auslassungen zur Ursprünglichkeit der Deutschen als Vorbereitung der nachnapoleonischen, vielfach chauvinistischen Besinnung auf die (fehlende) nationale Identität darstellen können. Mit der Einbeziehung der Diskussionsbeiträge von Autoren aus dem schwäbischen, bairisch-österreichischen und alemannischen Raum, die mit kritischem Blick auf die Hegemonialansprüche ostmitteldeutscher Provenienz reagierten, wäre auch die mit diesen Ansprüchen verbundene räumliche Verschiebung und soziokulturelle Neuorientierung an der maßgeblichen Sprachpraxis städtischer literarisierter Schichten Ostmitteldeutschlands deutlicher geworden. Der Periodenschnitt 1870-1750 und 1750-1630 macht es schwierig, den argumentativen und mentalitätsgeschichtlich wichtigen Zusammenhang der Sprachdebatten im 18. Jh. – zu denen der in der europäischen Sprachreflexion verbreitete Sprachenvergleich (‚génie des langues‘) gehört – mit der Sprachauffassung und Sprachpraxis der Sprachgesellschaften im 17. Jh. herauszuarbeiten.

Die Sprachdebatten vom 17. bis zum frühen 19. Jh. im deutschsprachigen Raum sind aus heutiger Sicht für die Metageschichte der Sprachgeschichtsschreibung insofern von Bedeutung, als hier der Blick zurück, vor allem auf überlieferte Texte, langsam Gestalt annimmt und so auch als Beginn einer Historiographie gelten kann, die – wenn auch unterschiedlich – nicht nur Antworten auf die Frage ‚Was ist Hochdeutsch?‘, sondern

¹⁶ Sie erlebt kurz vor der Jahrhundertmitte mit Gottscheds *Grundlegung der deutschen Sprachkunst* (1748) einen ersten Höhepunkt und nach 1770 mit Adelungs *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart* (1774-1786) und seinen Beiträgen im *Magazin für die deutsche Sprache* (1782-1784) eine polemische Wendung, jedenfalls aus Sicht aller, die sich nicht als Obersachsen angesprochen fühlen. Dazu im Einzelnen u. a. Kirkness 1975, Gessinger 1980, v. Polenz 2011; 1994, ²2013, Kämper/Klosa/Vietze 2008.

mehr oder weniger offen auch ‚Was ist deutsch‘ geben will. Dabei wird, im Gegensatz zu den späteren nationalphilologisch ausgerichteten Beiträgen, die Rekonstruktion mit expliziten Programmen zur Veränderung der Sprachverhältnisse verbunden, die allesamt zum Ziel haben, unterschiedliche regionale Schreibtraditionen zu vereinheitlichen¹⁷ und die Mündlichkeit an einer (noch fiktiven) schriftsprachlichen Norm zu orientieren. Diese Schwierigkeit, regional differenzierte Mündlichkeit und Schriftlichkeit in einen Prozess der Standardisierung mit Blick auf Erwerbsprozesse in Beziehung zu setzen, zeigt sich in der Ablösung der älteren Formel ‚Schreib, wie Du sprichst‘ durch ‚Sprich, wie du *richtig* schreibst‘¹⁸, wobei *richtig* das Dilemma illustriert, das aus der Ungleichzeitigkeit von diasystematischer Varianz und normativem Anspruch herrührt. Die Vorschläge zur Vereinheitlichung, die noch ohne den Anspruch auftreten, eine Theorie des Sprachwandels entwerfen zu wollen, oszillierten in diesen zwei Jahrhunderten zwischen mehreren als gegensätzlich begriffenen Modellen. Das zentralistische Modell der normativen Setzung, als dessen Vollendung (aus der von Wunschvorstellungen geplagten Perspektive diesseits des Rheins) die Sprachpolitik Louis XIV. und Französisch als *la plus saine partie de la cour et de la ville* [Paris]‘ wahrgenommen wurde, fand auch im preußischen König Friedrich II. einen prominenten Fürsprecher.¹⁹ Angesichts der zersplitterten Machtverhältnisse im Reich war dies allerdings ein illusionäres Konzept. Ein anderes Modell orientierte sich an den Verhältnissen im antiken Griechenland, indem es sich auf die hervorgehobene Rolle des Attischen im Kontext der griechischen Dialekte bezog und so, nun auf den Sprachraum des Deutschen bezogen, dem Meißnischen eine entsprechende Vorrangstellung unter den regionalen Varietäten zuweisen wollte. ‚Hochdeutsch‘ wäre dann eine Art Koiné, eine ohne staatliche Eingriffe sich auf Basis einer städtischen Prestigevarietät herausbildenden Gemeinsprache (mit Leipzig in der Rolle Athens). Ein drittes Modell ging von der Vorstellung aus, es könne gelingen, aus der Sprachpraxis des ‚bürgerlichen Lebens‘ in den unterschiedlichen Regionen jene gemeinsamen Elemente herauszuarbeiten, die als ‚guter Sprachgebrauch‘ (analog zum ‚*bon usage*‘ in der französischen Debatte) zu gelten hätten und der ‚Natur des Deutschen‘ im Kontrast zu anderen Sprachen (zeitgenössisch als ‚*génie des langues*‘ diskutiert) entsprächen.

17 Vereinheitlichung meint hier vor allem die vorbildhafte Realisierung grammatischer, lexikalischer und stilistischer Konventionen und nicht die erst Ende des 19. Jh. vollzogene Normierung von Orthographie (Dudens *Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 1880) und Orthoepie (Siebs' *Bühnenaussprache*, 1898). Wie schwierig es in der zeitgenössischen Literatur von Zesen bis Gottsched war, den Gegenstand der Vereinheitlichungsbemühungen, also die diasystematische Varianz im deutschsprachigen Raum, begrifflich zu fassen, zeigt Reichmann 1993.

18 Vgl. dazu Gessinger 1980, 106-109. Im Mittelpunkt steht bei dieser Diskussion die Auseinandersetzung um soziostilistische Normen von Sprechen und Schreiben, weniger um orthographische und orthoepische Regeln, die erst Ende des 19. Jh.s vereinheitlicht werden.

19 Ironischerweise lässt sich, wie im Folgenden gezeigt wird, gerade die Entwicklung des Französischen zur Nationalsprache als Koineisierung beschreiben. Zu Friedrichs kulturpolitischer Programmatik als ‚doppelte Übersetzung‘ vgl. Böhm/Gessinger 2011.

Mit diesem Exkurs wollten wir zeigen, dass der gut begründete Ansatz, die übliche Geschichtserzählung von monoliner Selbstverwirklichung gegen den Strich zu wenden, mit der Darstellung von *longue-durée*-Phänomenen wie den Sprachdebatten in Westeuropa seit dem 17. Jh. verbunden werden sollte. Gerade hier zeigt sich die von Maas in den Fokus genommene Spracharbeit von unterschiedlichen Akteuren (Grammatiker, Lexikographen, Literaten, Pädagogen, Publizisten und ein preußischer König) in ihren unterschiedlichen Auswirkungen. Letztlich aber wäre das schichtweise Abtragen des ideologischen Schutts, auf dem Geschichtsmymen bevorzugt wachsen, nur in einem Forschungsverbund zur ‚Geschichte der Sprachen in Europa‘ zu leisten.²⁰ Um das Potenzial eines derartigen Unternehmens wenigstens anzudeuten, wollen wir mit dem folgenden Gegenstück zu ‚Deutsch‘ dazu einladen, Unterschieden und Ähnlichkeiten in der Konstruktion von Sprachgeschichte(n) und der Herausbildung einzelner Varietäten von ‚Deutsch‘ und ‚Französisch‘ nachzugehen.

3 ‚Französisch‘

Dass Ferdinand Brunots Meistererzählung der Geschichte der französischen Sprache, deren erster Band 1905 erschien, auf diese Weise nicht noch einmal erzählt werden kann und – angesichts des immer wieder aufscheinenden Nationalismus und Imperialismus ihres Autors – erzählt werden sollte, zeichnete sich spätestens Ende der 1990er/Anfang der 2000er Jahre ab. Noch relativ zaghaft klingen die neuen Perspektiven auf das Französische in den letzten beiden Bänden der *Histoire de langue française* (HLF) zum Zeitraum 1914-1945 von Antoine/Martin (1995) und 1945-2000 von Antoine/Cerquiglini (2000) an, deutlicher und programmatischer aber mit der von Jacques Chaurand (1999) geleiteten ‚Neuen Geschichte‘ der französischen Sprache, der *Nouvelle histoire de la langue française*. Für den Sprachhistoriker Chaurand markiert zunächst die „Entdeckung der gesprochenen Sprache“ – „la découverte de l’oral“ (1999, 12) – eine neue Etappe für die Sprachgeschichtsschreibung. Für seine *Nouvelle histoire* ist darüber hinaus die Variabilität, die er mit dem Konzept des Kontinuums fasst, zentral: das zeitliche Kontinuum, bezogen auf die Varianzbreite in der Übertragung und Weitergabe des Französischen, das geographische Kontinuum der räumlich ausgeprägten Varietäten und Regionalsprachen und schließlich das soziale Kontinuum, das er in der Ausdifferenzierung der Sprachpraxis nach Soziolekten mit den jeweiligen grammatischen und lautlichen Strukturen betrachtet sehen will. Welche Auswirkungen dieser veränderte Zugriff auf die Sprachgeschichte hat, zeigt sich u. a. darin, dass Clerico im Kapitel zum Französischen im 16. Jh. nicht nur seiner territorialen Expansion und seinem Status- und Funktionswandel nachgeht (ebd.,

²⁰ Mit einem ähnlichen Desiderat schließt Munske (1995) seinen Beitrag *Ist eine europäische Sprachgeschichtsschreibung möglich?*, allerdings fehlt in seinen vier Aspekten einer derartigen Historiographie, nämlich Strukturgeschichte, Sprachbewusstseinsgeschichte, Sprachgebrauchsgeschichte und Sprachenkontaktschichte, die gerade für Europa konstitutiven Dimensionen (Kultur-)Transfer und Migration.

149 ff.), sondern auch dem Verhältnis von Erst- bzw. Muttersprache und den zu lernenden Bildungs- oder Gelehrtensprachen (ebd., 170 ff.). Oder, um ein zweites Beispiel zu nennen: Gadet behandelt im Kapitel zum Französischen im 20. Jh. (ebd., 583-664) ausführlich die komplexen Beziehungen von Mündlichkeit, Schriftlichkeit, sprachlicher Variation und Spracheinstellungen. In grundsätzlicher Weise aufgebrochen wird die traditionelle franko-französische Perspektive der Sprachgeschichtsschreibung dadurch, dass Chaudenson im Kap. V und Klinkenberg im Kap. VII den Finger auf den Kolonialismus und seine Folgen für die sozialräumliche Expansion des Französischen und auf die Entstehung von Frankophonien in Afrika, Europa und Nordamerika legen. Auf diese Weise kommen immer auch die konfliktgeladenen Verhältnisse in der Koexistenz des Französischen mit anderen Sprachen, die gleichermaßen das hexagonale Frankreich selbst betreffen, die in und über Sprache verfassten Macht- und Hierarchieverhältnisse sowie die gesellschaftliche Mehrsprachigkeit insgesamt in den Blick.

Was in der *Nouvelle histoire* von Chaurand noch als Problemaufriss im Format einzelner Kapitel dargestellt wird, gewinnt zu Beginn der 2000er Jahre, insbesondere mit der Sprachgeschichte von Rey/Duval/Siouffi (2007), deutlich an Substanz, womit unübersehbar wird, dass die Geschichte der französischen Sprache in anderen Koordinaten und mit anderen Konzepten als bisher zu schreiben ist. Im Einzelnen handelt es sich um drei Perspektiven in der Neuausrichtung der Sprachgeschichtsschreibung, die hier anhand jeweils einer repräsentativen sprachgeschichtlichen Studie vorgestellt werden.

3.1 Frankophonie, Variation und Plurizentrismus

Einen ersten Anhaltspunkt bietet der unter Leitung von Michel Plourde (¹2000, ³2008) verfasste und reich illustrierte Band zur vierhundertjährigen Geschichte des Französischen in Québec. Als eine Geschichte frankophonen Lebens in Nordamerika und speziell in Québec konzipiert, adressiert der Band eine breite und somit eine nicht (system-)linguistisch vorgebildete Öffentlichkeit. Er erzählt und illustriert die Geschichte der französischen Sprache in all den Facetten, welche am ehesten als Spracherleben in Situationen vielschichtiger sprachpolitischer Dauerkonflikte und Emanzipationsbewegungen zu verstehen ist, resultierend aus den Machtverhältnissen und Grenzziehungsdynamiken zwischen Frankophonen und Anglophonen im Zuge von Migration und Immigration, wie auch den Spannungen zwischen den Fraktionen der Frankophonien in Québec und in anderen Teilen Kanadas. Es besteht kein Zweifel daran, dass die mit diesem Band vorgelegte Konzeption von Sprachgeschichte des *français québécois* auch mit dem Begriff der ‚Sprachbewegung‘ zu charakterieren ist, zumal sie immer auch transkulturell als Migrationsgeschichte, Kolonialgeschichte und Kultur(-konflikt-)geschichte erzählt wird. Ins Sprachtheoretische gewendet, tritt eine weitere ‚Bewegung‘ hinzu, jene der Ausdifferenzierung und Emergenz von Sprachen und Varietäten. Wenn Anfang der 1990er Jahre der australische Germanist Michael Clyne das Konzept der plurizentrischen Sprachentwicklung auf die Tagesordnung setzte, so lässt sich der von Plourde geleitete Band zur Geschichte des Französischen

in Québec als ein überzeugender Beleg für eine derartige Entwicklung interpretieren.²¹ Mit anderen Worten: Die in der franko-französischen Sprachgeschichtsschreibung immer wieder unterstellte und perpetuierte Dichotomie von Zentrum und Peripherie wird damit selbst Geschichte und gehört zu den vielen Mythen, die sich so hartnäckig über Generationen hinweg hielten und halten. Wenn auch noch immer gewöhnungsbedürftig, so folgt aus der Einsicht einer plurizentrischen Sprachentwicklung, dass auch das Französische, ähnlich wie Englisch oder Portugiesisch, in den Plural zu setzen ist und fortan als Geschichte(n) der französischen Sprachen zu erzählen ist.²²

3.2 Heterogenität und Mehrsprachigkeit

Gegen einen anderen, zumal sehr mächtigen Mythos, dass Frankreich ein französischsprachiges Land und Französisch die Sprache der Französinen und Franzosen sei, tritt ein anderes sprachgeschichtliches Werk an: die von Georg Kremnitz (2013) geleitete Sozialgeschichte der Sprachen Frankreichs, die *Histoire sociale des langues de France* (HSLF). Als Grundidee lässt sich erkennen, Frankreich in seinem historischen Gewordensein als Territorium und als Raum der Kommunikation zu verstehen, in welchem eine Vielzahl von Gemeinschaften mit ihren Sprachen leben und in Kontakt stehen, die Beziehungen eingehen oder auch sich voneinander abgrenzen (vgl. Kremnitz 2013, 27 ff.). In dieser Perspektive ist die Geschichte des Französischen notwendig in seinen Beziehungen zu jenen Sprachgemeinschaften und Sprachen zu betrachten, die als autochthone Minderheitssprachen, als Sprachen der kolonial eroberten Überseegebiete sowie als Sprachen der Immigration klassifiziert werden und um die französische Gebärdensprache ergänzt werden müssen. Wenige Jahre zuvor hatte der Sprachwissenschaftler Bernard Cerquiglini (1999) der Regierung unter Lionel Jospin, die beabsichtigte, die Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen zu unterzeichnen und zu ratifizieren, einen Bericht über die sprachliche Situation in Frankreich vorgelegt und darin 75 in Frank-

21 Das Konzept polyzentrischer Sprachen von Clyne findet auch in der Romanistik mit dem Blick auf das Französische, Portugiesische, Rumänische und Spanische Widerhall, vgl. u. a. Erfurt 2003, Pöll 2005 für das Französische.

22 Die Frage, in wieweit das rezente Deutsch plurizentrisch aufzufassen wäre, spielte in der Debatte, ob es sich denn beim Deutschen in der DDR/BRD um nationale Varietäten oder eigenständige Nationalsprachen handelt, zeitweise eine nicht unbedeutende Rolle. Zwar konnte Clyne auf einer Tagung im Jahre 1989 eine spontane Vereinigung von Peter v. Polenz (West) und Wolf-Dietrich Hartung (Ost) beobachten, als beide das Deutsche als eine plurizentrische Sprache klassifizierten, aber „this agreement did not necessarily entail supporting the notion of a GDR national variety“ (Clyne 1992, 135). Bei der Diskussion über den Status des Deutschen in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Liechtenstein zitiert beispielsweise Wiesinger in seinem Beitrag in Gardt (2000) Clynes Vorschlag, das Deutsche in diesen Ländern sowie in den deutschsprachigen Minderheitengebieten in Ostbelgien, Luxemburg, Elsass-Lothringen und Südtirol als ‚ländergebundene Varietäten‘ mit jeweils eigenen Zentren zu bezeichnen, geht aber nicht auf den Aspekt einer plurizentrischen Entwicklung mit dem daraus resultierenden Perspektivwechsel in der Sprachgeschichtsschreibung ein. Dazu u. a. Clyne 1984, Willemyns/Biester 1989, Ammon 1991; 1995, v. Polenz 1999, 412-453.

reich verbreitete Sprachen aufgelistet. Sprachen also, die ihrerseits in Frankreich eine Geschichte haben und deren SprecherInnen auf die eine oder andere Weise mit dem Französischen als dominanter Sprache, als Zweitsprache, als zu lernender Sprache oder auch kaum erreichbarer Sprache konfrontiert sind. Mit anderen Worten: Die HSLF verweist mit allem Nachdruck sowohl auf die sprachliche Diversität und Heterogenität in Frankreich, die Mehrsprachigkeit innerhalb eines lange Zeit als homogen konstruierten Staatsgebiets und Kommunikationsraums, als auch auf die Mobilität und Migration der Akteure und den daraus resultierenden Verflechtungen von Sprachgemeinschaften und Sprachen. Die allermeisten Sprachgeschichten seien, wie Kremnitz (ebd., 30 f.) unterstreicht, dem sprachlichen Nationalismus seit dem 19. Jh. folgend, Geschichten *einer* Sprache, so als ob Sprachen isoliert voneinander funktionierten, die Menschen naturgegeben einsprachig seien und Sprachgeschichte „isolationistisch“ geschrieben werden müsse. Dass Sprachgeschichte tatsächlich auch anders geschrieben werden kann, zeigen die oben erwähnten Arbeiten zur Geschichte des Französischen in Québec (Plourde 2000) und zum Deutschen von Maas (2012,²2014), der die Geschichte der Varietäten und sprachlichen Verhältnisse sozusagen im Krebsgang rekonstruiert und vom heutigen Hochdeutsch ausgehend die zur jeweiligen Zeit räumlich, institutionell, sozial und medial konkurrierenden Sprachpraktiken in den Blick nimmt.²³

3.3 Migration, Distinktion und Mischung: Fallstudie Paris

Nicht unerwähnt sei, dass auch der dritte hier zu benennende Forschungsansatz der Neuausrichtung der Sprachgeschichtsschreibung außerhalb Frankreichs entwickelt wurde, was möglicherweise einiges über das Verhältnis von Nähe und Distanz zum Gegenstand, von Schulbildung, Autorität und Legitimität sowie über Binnen- und Außensicht im Wissenschaftsbetrieb oder eben über den ‚methodologischen Nationalismus‘ (vgl. Beck/Grande 2010, Wimmer/Glick Schiller 2002) aussagt. 2004 legte Anthony Lodge seine Sprachgeschichte des Pariser Französisch, *A Sociolinguistic History of Parisian French*, vor. In stark kondensierter Form nimmt er das Thema in Lodge 2013 wieder auf. Auf Lodges Untersuchungen etwas ausführlicher einzugehen, soll erlauben, die Geschichte der sprachlichen Verhältnisse in Paris mit denen in Berlin, wie sie in Abschnitt 4 skizziert werden, zu kontrastieren.

Aus stadtgeschichtlicher Sicht verweist Paris auf eine eher untypische Entwicklung unter den europäischen Großstädten. Seit dem 13. Jh. bündeln sich in Paris drei Funktionen der Stadtentwicklung, von denen jede einzelne ausreichend gewesen wäre, um aus einer Stadt eine Großstadt werden zu lassen: In Paris kumulieren die Bedeutungen als Handelsstadt, als Zentrum des geistigen und geistlichen Lebens sowie als juristisch-

23 Auch wenn es hier nicht unser Thema ist, so sei zumindest auf die Forschungen zum ‚historischen Englisch‘ verwiesen, in welchen diese und weitere Perspektivenwechsel bereits vollzogen oder zumindest skizziert sind, vgl. u.a. Hickey 2007, Pahta/Skaffari/Wright 2018, Schendl/Wright 2011.

administrativer Sitz (vgl. Lodge 2013, 249). Bemerkenswert ist zudem, dass im Zuge dieser Entwicklung Paris auch in sprachlicher Hinsicht hohes Prestige und das hier von Teilen der Städter gesprochene Französisch Vorbildfunktion im Königreich erlangt. Diese zweifache Sonderstellung gegenüber anderen europäischen Großstädten wie London, Madrid, Rom und später Berlin bedeutet jedoch nicht, dass nicht auch in Paris ähnliche sprachliche Entwicklungen wie in anderen großen Städten zu registrieren sind. Lodge verwendet für diese Prozesse Metaphern wie *melting pot* und *patchwork*, Prozesse also, die auf Dialektmischung, Dialektabbau und Herausbildung neuer Dialekte zulaufen oder aber, im Fall von *patchwork*, die Herausbildung von urbanen Soziolekten und von heterogenen sprachlichen Verhältnissen und Formen bewirken. Als Dachbegriff für derartige Prozesse hat vor allem in der britischen Stadtsoziolinguistik der Begriff der Koineisierung Verwendung gefunden, um verschiedene Teilprozesse in ihrem Zusammenhang und als permanent wirkend zu verstehen:

- Mischung von Varietäten;
- Nivellierung von Differenzen zwischen dialektalen Formen und Eliminierung von kommunikationsstörenden Formen; Herausbildung neuer Dialekte;
- Umverteilung von Varianten und Varietäten und Uminterpretation dieser Formen zu sozialen und stilistischen Markern (vgl. Lodge 2013, 251).

Paris zählt um 1700 ca. 450.000, 1750 ca. 480.000 und 1800 ca. 550.000 Einwohner. Im Zuge der Industrialisierung im 19. Jh. wächst die Bevölkerung bis zum Ende des Jahrhunderts auf 2,5 Mio. an (vgl. Lodge 2013, 253). Entscheidender Faktor des Bevölkerungswachstums ist die Zuwanderung aus allen Teilen des Landes, vor allem aus dem Umland der Ile-de-France, aus der Normandie und der Picardie im Norden, der Bretagne im Nordwesten, aus Burgund und dem Zentralmassiv im südlichen Zentrum und der Gascogne im Südwesten. Von der Attraktivität der Stadt geleitet, ist zudem die Zuwanderung aus anderen Teilen Europas nennenswert: aus Belgien, den deutschen Ländern, Italien, der Schweiz, später auch aus Ost- und Südosteuropa, vor allem aus Polen, Rumänien und Russland. Die sprachliche Diversität entlang der von den MigrantInnen mitgebrachten Dialekte und Sprachen ist in der Stadt zu jedem Zeitpunkt groß und spiegelt die sozio-professionelle und ethnische Komplexität und Heterogenität als *patchwork*, um an die Metapher von Lodge anzuschließen.

Die nebenstehende Grafik (Abb. 1) lenkt die Aufmerksamkeit auf die Zuwanderung in Stadtvierteln an den Rändern der Stadt, in denen sich die Aristokratie ihre Palais und Schlösser errichten ließ und in deren Umfeld sich im 18. Jh. die Werkstätten, Manufakturen und Dienstleistungsbetriebe der Zugewanderten ansiedelten. Die Prozentangaben sind Schätzungen zum Anteil der aus der Provinz kommenden MigrantInnen. Am oberen und am unteren Ende der sozialen Leiter im *Ancien Régime* sieht Lodge Gruppen der Bevölkerung, die sich außerhalb der ansonsten für die Stadt typischen sprachlichen

Entwicklungen platzieren: sprachlich nicht assimilierte Dialektophone am Stadtrand, die unter sich bleiben und die die ererbten Sprechweisen weiterhin praktizieren. Ähnlich verhalten sich Gruppen von seit langem in der Stadt Lebenden der Unterschichten, die sich mit ihren *Argots* sprachlich von der Mehrheit der Stadtbewohner abgrenzen und hierbei auf vergleichbare Weise den Mechanismus der Demarkation bedienen, den die Aristokraten und bürgerlichen Eliten, die *honnestes gens*, mit ihrem *beau langage* auf ihre Weise stilisieren.

Zwischen diesen beiden Polen befindet sich, streng hierarchisiert, die Masse der Pariser Bevölkerung, wobei die SprecherInnen auf jeder Stufe der sozialen Leiter – Anwälte und Rechtsgelehrte, Händler, Handwerksmeister, Hausangestellte, Weber, Handwerker, Tagelöhner und Landarbeiter – ihre sprachlichen Markierungen ausprägen. Das *patchwork* aus regionalen Varietäten, der Sprachen und Sprachpraktiken, das Pariser Französisch darin eingeschlossen, erstreckt sich somit über ein *soziostilistisches Kontinuum*, das in soziostrateller Hinsicht von den FischhändlerInnen in den *halles* im ‚Bauch von Paris‘ zu den Präziosen der Salons reicht und stilistisch nach oben wie nach unten relativ offen ist, je nach Situation, Prestige und individuell zu erreichender Praxis. Den heutigen Beobachter dieser Verhältnisse mag die vulgäre Ausdrucksweise überraschen, die unter dem *Ancien Régime* auch die Angehörigen der Eliten praktizierten. Die Sprache der Salons, der *bon usage*, stellt gegenüber dem vernakulären Pariser Französisch eine eher atypische Praxis dar, eine Art Paradesprache innerhalb der vornehmen Gesellschaft (vgl. ebd., 254 f.).

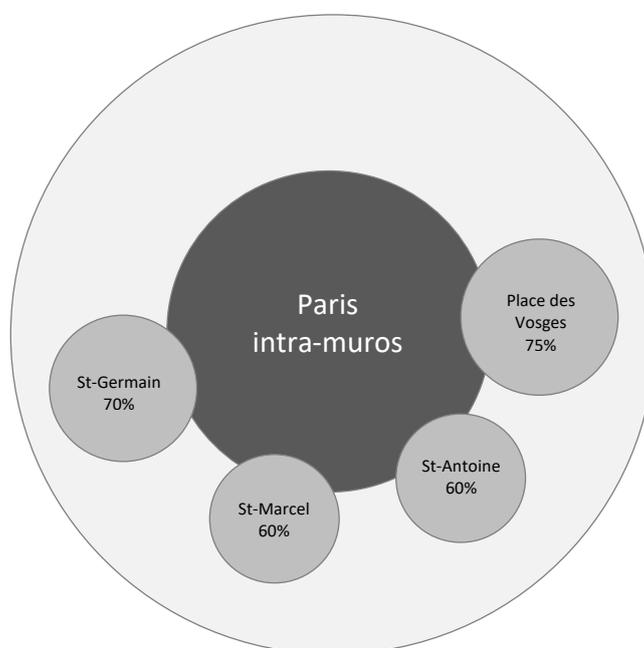


Abbildung 1: Die soziolinguistische Struktur von Paris Ende des 18. Jh.s nach Fierro (1996, 297), adaptiert nach Lodge (2013, 254)

Betrachtet man die sprachlichen Verhältnisse in Paris unter dem *Ancien Régime* nicht als *patchwork*, sondern aus der Perspektive des *melting pot*, dann fällt der Blick auf die vielen Dialekte und Soziolekte, die hier in Kontakt stehen, sich mischen und in einem Prozess, der als Koineisierung beschrieben werden kann, auf die Herausbildung eines Pariser Dialekts zulaufen. Weder im 17. Jh. noch im 18. Jh. ist dieser Dialekt uniform – und auch späterhin nicht, wenn im 19. Jh. die Migration nach Paris und das Bevölkerungswachstum in der Stadt geradezu explodieren.

Das Besondere dieser städtischen Varietät ist, dass sie mehr als jede andere Varietät in Frankreich unter Beobachtung steht, allen voran von Grammatikern wie Vaugelas (1585-1650), der sie in Anschlag bringt, um von dieser Varietät den ‚guten Gebrauch‘ – *le bon usage* – der Aristokratie abzusetzen, aber auch von Autoren, die in ihren Texten die Sprechweisen des Volkes dokumentieren, imitieren und immer wieder auch karikieren.²⁴ Nach Lodge sei es kein Zufall, dass die Periode der intensivsten Beschäftigung der Grammatiker mit den Sprechweisen in Paris jene der Zeit der *Fronde* gewesen sei, der großen Unruhen in Frankreich, die auf den Dreißigjährigen Krieg folgen. Die soziale Unsicherheit in Paris ist groß. Auch die sprachliche, vor allem unter denjenigen, welche den Zutritt zu den Lyzeen und der Universität suchen und die Aufwärtsmobilität verkörpern. Sie verlangen nach einer Darstellung der Regeln des guten Sprachgebrauchs, die sie sich aneignen wollen, um auf diese Weise Zugang zu den Kreisen der bürgerlichen und aristokratischen Eliten zu erreichen. Mit ihren Sprachkritiken und Regelwerken entsprechen Vaugelas und die vielen anderen Grammatiker zu späterer Zeit den Bedürfnissen dieser aufstrebenden Unter- und Mittelschichten (vgl. Lodge 2013, 255).

In diesem Kontext stellte sich dann im 19. Jh. und besonders zu Beginn des 20. Jh.s immer wieder die Frage nach der Orthoepie, die einen reichen Markt für Abhandlungen und Anleitungen zur *guten* Aussprache des Französischen entstehen lässt. Als orthoepische Norm kann das in Paris gesprochene Französisch freilich nicht gelten. Einer der genauen Beobachter dieser Verhältnisse ist Maurice Grammont (1866-1946), der die „*bonne prononciation française*“ als jene der „*bonne société parisienne*“ identifiziert, d. h. des kleinen Kreises der alten Familien der Pariser Bourgeoisie²⁵ (Grammont 1914, 1). Doch Paris wäre nicht Paris, wenn allein die sozioökonomische Betrachtung der sprachlichen Verhältnisse den Ton angäbe und der kulturelle Wandel, der Wandel der Bildungsverhältnisse, die Kultur der Mittelschichten – Theater, Oper, Kunst, Museen, Buchmarkt und Bibliotheken, botanische Gärten, wissenschaftliche Gesellschaften und Institutionen, die Mode und die Warenmessen etc. – unberücksichtigt blieben. Gegen Ende des 19. Jh. kommen

24 Eine Liste von Texten für den Zeitraum von 1550 bis 1790 findet sich in Lodge 2004, 173 f., die als Korpus seiner Analysen zum phonologischen und morphologischen Wandel dienen. In diesen Zusammenhang gehört auch das Tagebuch der Wanderschaft des Pariser Glasers J. L. Ménétra, vgl. Erfurt 1993.

25 „La bonne prononciation française [...] est celle de la bonne société parisienne, constituée essentiellement par les représentants des vieilles familles de la bourgeoisie. C’est celle-là que l’on s’est efforcé de décrire dans ce traité“ (Grammont 1914, 1).

die breitenwirksamen Kolonialausstellungen und die Technikausstellungen hinzu. Von nachhaltiger Bedeutung ist, dass nach der Julirevolution von 1830 unter Guizot (1833) die Volksschulbildung schrittweise eingeführt wird, in deren Folge um 1860 etwa 90 Prozent der Pariser Kinder alphabetisiert sind. Die Verbreitung der Schriftsprache wird somit längerfristig zu einem Regulativ auch für die Praxis der gesprochenen Sprache (vgl. Erfurt 1993, 1996).

Für die von uns verfolgte Argumentation ist es nicht erforderlich, detailliert auf Lodges Analysen zu Lautung, Morphologie und Lexik des Französischen in Paris einzugehen, wohl aber darauf, wie er selbst seinen Ansatz in die sprachgeschichtliche Forschung einordnet. Lodge (2013, 256) bemerkt dazu, dass die historische Linguistik in Frankreich lange Zeit in zwei weitgehend inkompatiblen Denkweisen gefangen gewesen sei: eine strukturalistische Tradition, die davon ausgeht, dass sich die Sprachen aus sich heraus, durch inneren Druck, verändern; andererseits eine voluntaristische Tradition, die die Sprache zu jeder Zeit der Kontrolle durch Gesetzgeber, Autoritäten und die großen Autoren unterworfen sieht. Untersucht man jedoch die Sozialgeschichte des Französischen von Paris, so tritt deutlich zu Tage, dass es die gewöhnlichen Pariser sind, die gemeinsam wie unbewusst dafür sorgen, dass sich ihre Sprache verändert. Lodge vertritt hier eine Position, die der einer ‚Sprachgeschichte von unten‘ (Schlieben-Lange/Gessinger 1982, Elspaß 2011, Bergeron-Maguire/Greub 2020) nahesteht.

Wenn die Argumentation in diesem Abschnitt den Akzent auf die Sprachgeschichte des Französischen in Paris setzt und auf diese Weise eine Annäherung an eine transkulturelle Perspektivierung der Sprachgeschichtsschreibung intendiert, so soll diese Zugriffsweise im folgenden Abschnitt verfeinert und anhand des Berlinischen diskutiert werden.

4 Fallstudie: Mehrsprachigkeit in Berlin

Im Folgenden werden wir einige Zusammenhänge von Migration, Mehrsprachigkeit, Kontakt, Mischung und Varianz exemplarisch am Beispiel Berlins beschreiben. Dabei beschränken wir uns auf das 18. Jh. mit Ausblick auf die erste Hälfte des 19. Jh.s, eine Phase also, in der die Stadt sich von einer aus heutiger Sicht kleinen Residenz zum politischen und wirtschaftlichen Zentrum Preußens und im weiteren Verlauf des 19. Jh.s zu einer europäischen Metropole wie Paris oder London entwickelte.

Innerhalb des norddeutschen Raums, der seit dem 16. Jh. zunehmend durch eine mediale Synglossie²⁶ zwischen gesprochenem regiolektalem Niederdeutsch und geschriebenem, regional variativem Hochdeutsch geprägt ist, zeigt die Brandenburgische Residenzstadt Berlin und ihr Umland wie ein Vergrößerungsglas die sozioökonomischen, kulturellen

26 Der Begriff ‚Synglossie‘ geht auf Goebel (1998, 19) zurück. Er führte ihn ein, um die in der Deutschschweiz vorhandene Koexistenz bzw. Koordination von *Schweizer* und *Schriftdeutsch* als eine Beziehung darzustellen, die sich nicht mit der einer *Oben-Unten-* oder *Hoch-Niedrig-Relation* von Varietäten fassen lässt, wie sie mit dem Begriff der Diglossie und seiner unkritischen Verwendung verbunden ist.

und sprachlichen Bewegungen, die die durch Zuwanderung vorhandene Zweisprachigkeit in eine mündlich wie schriftlich weiter ausdifferenzierte und heterogene Mehrsprachigkeit transformieren. Dieses Verständnis von Heterogenität geht über die Sprachen grundsätzlich inhärente Varianz hinaus und fügt sich zu der von Hugo Schuchardt seit den 1880er Jahren ausgearbeiteten Auffassung, wonach Sprachmischungen von koexistenten Varietäten und Sprachen – jedenfalls aus Sicht der SprecherInnen – nicht die Ausnahme, sondern die Regel sind. So schrieb Schuchardt im Jahre 1884: „Die Möglichkeit der Sprachmischung hat nach keiner Seite hin eine Grenze; sie geht bis zum Maximum wie zum Minimum der Sprachverschiedenheit [...] Mischung [...] ist auch bei steter räumlicher Kontinuität vorhanden“.²⁷ Und, um lediglich ein zweites Zitat – dieses aus der Endphase seines Schaffens – anzuführen: „Mischung durchsetzt überhaupt die Sprachentwicklung; sie tritt ein zwischen Einzelsprachen, zwischen nahen Mundarten, zwischen verwandten und selbst ganz unverwandten Sprachen“.²⁸

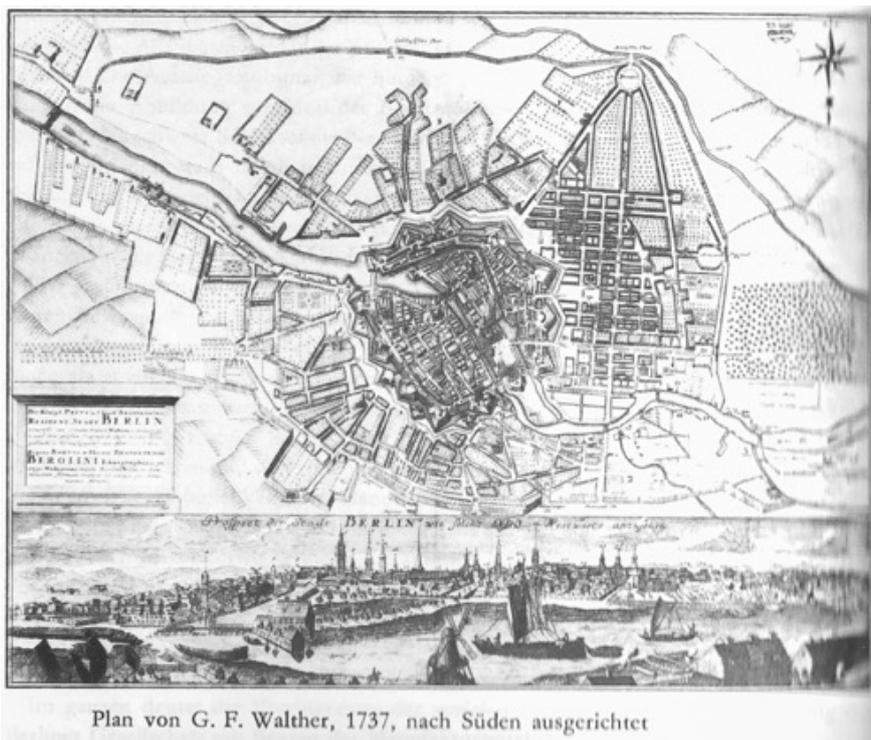


Abbildung 2: Berlin um 1737²⁹

27 Vgl. Spitzer 1928, 154.

28 Vgl. Spitzer 1928, 193.

29 Aus Schultz 1992, 162.

Wenn oben auf die Vielzahl der migrationsbedingten Varietäten und Sprachen in Paris verwiesen wurde, so zeigt ein synchroner Schnitt der Jahre 1740-1760 durch die in Berlin und Umland verwendeten Sprachen und Varietäten folgendes Bild. An Sprechsprachen finden sich, hier nur summarisch aufgelistet, Niederdeutsch, Berlinisch, schriftsprachlich (literarisch) orientiertes ‚Hochdeutsch, deutschbasierte Varietäten wie (Ober-)Sächsisch, ‚Pfälzisch‘ (Rheinfränkisch) und Jiddisch, regionales und literarisches Französisch, Provenzalisch (Orange), Niederländisch (zeitgenössisch ‚Holländisch‘) sowie die Westslawinen Böhmisches, Schlesisches und Sorbisches. Als Schreibsprachen werden verwendet: ‚Hochdeutsch‘ (ostmitteldeutsche (omd.) Literatursprache), Französisch, Englisch, Latein und Hebräisch.³⁰

4.1 ‚Hochdeutsch‘ in Brandenburg und Berlin

Im deutschsprachigen Raum hatte sich, wie oben dargestellt, die Sprachendebatte in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s auf die Frage ‚Was ist Hochdeutsch?‘ fokussiert.³¹ ‚Niederdeutsch‘ hingegen verfügte mit der maßgeblichen Lübschen Schreibpraxis und dem weitgespannten Kommunikations- und Interaktionsraum der Hanse über viele von jenen Eigenschaften, welche man im ‚Hochdeutschen‘ schmerzlich vermisste. Als Modell einer überregionalen Schriftkultur mit sprechsprachlicher Grundlage konnte das Niederdeutsche aber schon deshalb nicht taugen, weil es mit dem Niedergang der Hanse seine überdachende Schriftlichkeit weitgehend verloren hatte und zum ‚Platt‘ abgewertet wurde.³²

‚Hochdeutsch‘ war in Berlin und Brandenburg ein seit Mitte des 14. Jh.s vor allem in Kanzlei, Verwaltung und Gerichtsbarkeit verwendeter, mit Latein und Niederdeutsch koexistenter Schreibusus unterschiedlicher Provenienz, geprägt vor allem durch die Herkunft der Regierungsbeamten und Kanzlisten der jeweiligen Herrscherhäuser (vor allem zunächst der Wittelsbacher, dann der Hohenzollern). Um 1480 bildeten fränkische Ministeriale eine „dünne Regierungsschicht“, die als zunächst „fränkische Kolonie“³³, später als „stabile hd. Kolonie“³⁴ beschrieben wird, wobei Kolonie hier im Sinne von Kommunikationsgemeinschaft zu verstehen ist. Mit und nach der Reformation wechselten städtische Magistrate durchgängig von der lateinisch-niederdeutsch-fränkischen Schrift-

30 Einzelheiten finden sich in der einschlägigen Forschungsliteratur, u. a. Schildt/Schmidt 1986, ²1992, Rosenberg 1986, Dittmar/Schlobinski 1988, Gessinger 1998, ²2003; 1999, Gessinger/Fischer 1998, Schildt 2003.

31 Vgl. dazu u. a. Gessinger 1980, Nerius 1989, v. Polenz 2011, 135-180 und die dort besprochene Forschungsliteratur.

32 Dazu und dem damit verbundenen erzwungenen Sprachwechsel in Norddeutschland vgl. Hermann-Winter 1992, v. Polenz ²2013, 238-238 ff. und die dort angegebene Literatur. Ein zeitgenössischer Versuch, gegen die ‚Ausrottung‘ des Niederdeutschen anzuschreiben, findet sich im Einleitungskapitel zur *Geschichte der Nieder-Sächsischen oder sogenannten Plattdeutschen Sprache* (Kinderling 1800).

33 Mauter 1992, 41.

34 Schmidt 1992, 138.

lichkeit zur omd. Schreibpraxis, seit Beginn des 17. Jh. orientierte sich die Berliner Kanzlei am obersächsisch/thüringischen Vorbild.³⁵

4.2 Berlinisch als *lingua franca*, *vernacular*, *Umgangssprache*, *Halbmundart*, *Koiné* oder einfach *Berlin dialect* alias *Stadtsprache* Berlins?

Die Schwierigkeit bei der Erforschung der Halbmundarten besteht in der Unsicherheit einmal des Begriffs selbst und dann der damit bezeichneten Erscheinung.

V. Schirmunski (1962)

In der Literatur zu Berlin findet man fast alle dieser Bezeichnungen.³⁶ Jede sieht Berlinisch aus einer etwas anderen Perspektive, je nachdem, ob der Fokus auf Genese, Struktur oder Funktion liegt. Auch haben beteiligte Disziplinen wie Sprachgeschichtsschreibung, Dialektologie, (historische) Stadtsprachenforschung, Soziolinguistik oder Variationslinguistik unterschiedliche Traditionen der Modellierung eines Phänomens etabliert, von deren Aporien Levinson in seiner kritischen Würdigung des Berliner *Urban Vernacular Projects* einige analysiert hat.³⁷ Bei vielen dieser Konzepte dominiert eine sprachen- oder varietätenbezogene Perspektive, die zwar durchaus Heterogenität, Kontakt- und Konvergenzphänomene, Interferenzen, Sprachmischungen und *dialect levelling* im Blick hat, dabei aber die Aktivität der Sprecherinnen und Sprecher, die sich im soziokulturell diversen Stadtraum bewegen und ihn verändern, ausblenden. Diese Etikettierungen setzen die Resultate dieser Aktivitäten, die wir in diesem Beitrag mit Begriffen wie ‚Mischung‘ und ‚Translatio‘, aber auch mit dem Begriff des sprachlichen Repertoires zu fassen suchen, in Beziehung, nicht aber die Interaktionen selbst, die sich letztlich im sprachlichen Wandel und dem Wandel der sprachlichen Verhältnisse manifestieren. Wenn wir hier den Perspektivwechsel am Beispiel des Berlinischen versuchen, dann scheint dies auf relativ dünnem Eis zu geschehen, da die empirischen Daten, also Belege für mündliche Nahkommunikationen in der Stadt, für das 16. bis 19. Jh. bestenfalls in Form verschrifteter Mündlichkeit zur Verfügung stehen, die vielfach – und in vergleichbarer Weise mit den oben beschriebenen Daten zur Volkssprache in Paris – eher zu Zwecken der Abwertung und Karikatur verfasst wurde. Auf der anderen Seite liegen aus der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, der Kunstgeschichte, Schul-, Militär- und Kirchengeschichte, der Medien- und Buchgeschichte etc., und nicht zuletzt aus den teilweise noch ungehobenen Schätzen privater und halböffentlicher Schriftlichkeit³⁸ reichhaltige Materialien vor, die empirisch

35 Ibid. 139 ff.

36 Lasch 1928, Teuchert 1928, Schirmunski 1962, Dittmar/Schlobinski/Wachs 1988, Schildt/Schmidt² 1992, Rosenberg 1986.

37 Levinson 1988.

38 Hier ist gerade das Schulwesen mit Visitationsberichten, Korrekturen von Lehrern, verschrifteter Mündlichkeit von Schülerinnen und Schülern etc. eine ergiebige Quelle. Bislang von der Sprachgeschichte

gesicherte Aussagen ermöglichen. Zumindest dann, wenn man sie in Beziehung setzt zu Alphabetisierung, L2-Spracherwerb, Lesekultur, den Agenturen der Umsetzung staatlicher und korporativer Macht, also Verwaltung, dem zunehmend vom Staat organisierten Schulwesen, Armee, Kirche, Zünfte und der vorindustriellen Umstrukturierung der Produktionsverhältnisse. In der folgenden Skizze, in der wir uns im Wesentlichen auf das 18. Jh. konzentrieren, werden einige Grundlinien dieser komplexen Zusammenhänge gezogen, die die Dynamik der Sprachbewegungen in Stadt und Umland bestimmen.

In der Diskussion über Genese und Status des Berlinischen lassen sich unterschiedliche Theorien des sprachlichen Wandels ausmachen. In der 1928 erschienenen Publikation *„Berlinisch“. Eine berlinische Sprachgeschichte* geht Agathe Lasch, nachdem sie zuvor mit einer Dissertation zur Schriftsprache Berlins (erschienen 1910) promoviert wurde, von einer Ablösung der niederdeutschen Sprechsprache durch Orientierung an der obersächsischen Prestigevarietät, als „neu erlernter hochdeutscher Dialekt [...], als Stadtmundart ohne Hinterland“ (Lasch 1928, 6) aus, während Hermann Teuchert in seiner kritischen Rezension von Lasch im Berlinischen eine Mischsprache³⁹ sehen will, d. h. einzelne phonologische und morphologische Elemente des Obersächsischen seien in die niederdeutsche sprechsprachliche Basis übernommen worden. Zudem habe dieser Prozess bereits zuvor auch schon in dem die Stadt umgebenden niederdeutschen Sprachraum eingesetzt. Für beide Modellierungen werden vor allem lexikalische und phonologische Belege angeführt. Schirmunski schließlich weist Laschs Folgerungen aus der Laut- und Formenanalyse der beteiligten Varietäten ziemlich harsch zurück und modifiziert die Ansicht Teucherts insofern, als er noch für das 17. und frühe 18. Jh. für die „untern Classen“ (Adelung 1782, Vorrede), d. h. sozioökonomische Gruppen wie Tagelöhner, Dienstpersonal, Kleinstbauern und Kleinhandwerker als Sprechsprache Niederdeutsch, für die „obern Classen“ (ebd.) Handwerker, Kaufleute und Funktionsträger in Schule, Kirche und Verwaltung eine obersächsisch-meißnisch geprägte Umgangssprache annimmt.⁴⁰ Berlinisch ist für ihn eine ‚Halbmundart‘ (in seinem Verständnis auch Koiné), d. h. eine mehr oder weniger dauerhafte Übergangsform einer städtischen Lokalmundart, hier Niederdeutsch, im Kontakt mit einer umgangssprachlichen oder schriftsprachlichen Norm, kein „lokal gefärbtes“ Ostmitteldeutsch und auch keine ungeordnete Vermischung hochdeutscher

weitgehend unerforscht sind die Hofarchive in Brandenburg, die möglicherweise ähnlich reichhaltiges Material bieten wie die von Maas (1995) und Gessinger (1995) untersuchten Hofarchive im Osnabrückischen.

39 Teuchert 1928/29, 299 f.

40 Schirmunski 1962, 614 ff. Im Kontext des *Urban Vernacular Projects* weist Butz (1988, 17 f.) auf den Mangel an Quellen zur gesprochenen Sprache in Berlin im 16. Jh. hin und bezieht sich in diesem Zusammenhang auf Mattheier (1984, 777), der die Analyse des gesamten Varietätenspektrums, der Bewertungsnormen und Sprachverwendungsregeln für erforderlich hält, um Sprachverhältnisse und Sprachwandelprozesse beschreiben und erklären zu können. Die Darstellung von Butz konzentriert sich, was das 18. Jh. betrifft, allerdings fast ausschließlich auf den Einfluss des Französischen, ohne auf die Varianz und Heterogenität von Französisch als Migrantensprache, als Bildungssprache oder auf das zum *patois* abgewertete Okzitanisch in den Berliner Stadtgesellschaft einzugehen.

und niederdeutscher Formen.⁴¹ Anders als auf den brandenburg-berlinischen Raum bezogenen Arbeiten von Lasch und Teuchert kann Schirmunski die Entwicklung der dortigen Sprachverhältnisse im Rahmen einer den gesamten deutschsprachigen Raum umfassenden Darstellung beschreiben und dies auf Grundlage nicht nur reichhaltigen Materials, sondern auch einer seit den 1920er Jahren stark veränderten theoretischen Grundlage.

Wie Schmidt in seinem schon zitierten späteren Beitrag zur Stadtsprache Berlins⁴² zeigt, fällt die Dichotomie zwischen – vereinfacht gesagt – endogenen, diaglossischen (Teuchert) und exogenen, diglossischen (Lasch) Prozessen zusammen, wenn die Herausbildung der Stadtsprache im Kontext der Mehrsprachigkeit auf Grundlage einer genaueren Analyse von Schriftsprachlichkeit und (verschrifteter) Mündlichkeit, wie sie Schirmunski für die Stadtsprachenforschung fordert, beschrieben wird.⁴³ Berlinisch hat zwar die kommunikative Funktion des Niederdeutschen als vermittelnde Handelssprache zur Hansezeit gewissermaßen geerbt, sie gleichfalls wie das Niederdeutsche als ‚lingua franca‘ zu bezeichnen, verwischte allerdings strukturelle und funktionale Differenzen. Während das Niederdeutsche seine Stabilität und Einheitlichkeit vor allem seiner Rolle als Medium schriftbasierten Austauschs verdankte, gründet sich die Persistenz des Berlinischen primär auf mündliche Interaktionen, die Koexistenz von autochthonen und Migrantensprachen und auf die damit verbundenen Adaptations- und Akkomodationsprozesse innerhalb eines vergleichsweise engen Stadtraums.

Als emergente kontaktinduzierte Varietät, so lässt sich zusammenfassend sagen, hat sich Berlinisch auf Grundlage der (mittel)niederdeutschen – genauer: mittelmärkischen Sprechsprache – durch Zuwanderung, mediale Synglossie und Orientierung an Prestigevarietäten seit dem 16. Jh. im städtischen Raum herausgebildet. Prägend waren hier die obersächsisch/thüringische Sprechsprache von Zugewanderten und zunehmend die ostmitteldeutsche, als ‚Hochdeutsch‘ apostrophierte (administrative/institutionengebundene und literarische) Schriftlichkeit. Berlinisch wird seit Mitte des 16. Jh. zunehmend zur Grundlage der mündlichen Kommunikation in den fünf Städten (Berlin, Cölln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt, Friedrichstadt), die erst 1709 zur Verwaltungseinheit Berlin per Erlass Friedrich I. zusammengefügt werden.

4.3 Ökonomie, Migration und migrantische Kulturen der Stadt

Migration und Mehrsprachigkeit verändern die Ökonomie und Sozialstruktur Berlins und seines Umlands. Es liegt nahe, für die Rekonstruktion von Kulturtransferprozessen die Ergebnisse der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte wie der historischen Stadtsprachenforschung einzubeziehen. Dazu gehören die qualitative und quantitative Analyse der

41 Schirmunski 1962, 617.

42 Schmidt 1992, hier 141-143.

43 Diese Maßgabe kann auch als eine der Leitlinien des 1983 gegründeten *Internationalen Arbeitskreises Historische Stadtsprachenforschung* gelten. Einen Überblick gibt der Sammelband von Löffler/Hofer 2010

sozioökonomischen Entwicklung in der Stadt⁴⁴, von Migrationsbewegungen, der Profession der MigrantInnen und der räumlichen Verteilung der Zugewanderten im Stadtraum und angrenzendem Umland.

Der qualitativ größte Anteil an MigrantInnen in der ersten Hälfte des 18. Jh.s bildete die Nahwanderung aus der umgebenden Mark Brandenburg, Sachsen, Anhalt, Thüringen und den preußischen Provinzen, zu einem Viertel jeweils Beamte, Handwerksmeister und Angehörige der Unterschicht (Dienstpersonal, Tagelöhner und Soldaten). Nach Mauter (1992, 53) kamen um 1700 75 % der Zugewanderten aus Brandenburg, Sachsen, Thüringen und Anhalt, 15 % aus Schlesien und Nordostdeutschland, der Rest aus anderen deutschen Ländern und dem Ausland.⁴⁵ Das Zusammentreffen von einheimischer und migrantischer Bevölkerung verlief nicht bruchlos. Die Einwanderungspolitik der Landesherrschaft wird häufig aus praktizierter religiöser Toleranz erklärt. Aus bevölkerungspolitischer und ökonomischer Sicht ging es aber zunächst um die Reparatur der Verheerungen des 30jährigen Krieges durch den Import professioneller Kompetenz.⁴⁶ Vor allem auf dem Land wurden die Steuerprivilegien für die Hugenotten als ungerecht empfunden. In Berlin opponierte die Kaufmannschaft gegen das von Friedrich I. 1714 erlassene Judenreglement, das Juden eine eingeschränkte Teilhabe am Wirtschaftsleben der Stadt gewährt hatte.⁴⁷

Die aus diachroner Perspektive sichtbare dynamische Stabilität des Berlinischen resultiert aus den Anpassungsstrategien der Mittel- und Unterschichten einer durch Migration geprägten Stadtgesellschaft an die kommunikativen Anforderungen, die mit der Transformation einer Ackerbürger- und Handwerkerstadt, die später zur Garnison und Residenz ausgebaut wird und am Ende des 18. Jh.s zum kulturellen Zentrum Preußens und dann zur europäischen Metropole avanciert, verbunden waren. Das Anwachsen der Population Berlins (um 1709 ca. 5.500, 1755 ca. 100.000 Einwohner⁴⁸), die spätere Erweiterung des Stadtraums, Industrialisierung, neue Verkehrs- und Kommunikationsnetze kehren die Richtung des sprachlichen Stadt-Land-Ausgleichs im 19. Jh. um: Berlinisch strahlt weit in das brandenburgische Umland aus und verdrängt das Niederdeutsche als Sprechsprache.⁴⁹

44 Für Berlin vor allem anhand der Daten aus Schultz (1987, ²1992).

45 Im Detail vgl. Schultz 1992, 188-194.

46 Seit Beginn des 18. Jh.s war Preußen bestrebt, sich durch eine kameralistische Wirtschaftspolitik unabhängig von Importen zu machen. Dazu gehört der Ausbau einer leistungsfähigen Textilindustrie durch Ansiedlung von böhmischen MigrantInnen (im Jahre 1732 ca. 2000), die Etablierung neuer Gewerke und Produktionsweisen wie Emailleherstellung und die Produktion von Luxusgütern, allen voran die Seidenproduktion, die durch die Anwerbung von Seidenwebern aus Lyon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts expandierte. Einzelheiten zur Textilproduktion um die Jahrhundertmitte bei Escher (1988, 378-380) und Schultz (1992, 194-216).

47 Vgl. Geiger 1871/1987, 32 ff.

48 Vgl. Escher 1988, 368. Zu dem vergleichsweise langsamen Bevölkerungszuwachs in Brandenburg s. a. Neugebauer 1995, 291-394.

49 Vgl. Gessinger 1998, ²2003. Seine Funktion als dominante Varietät in der städtischen Kommunikation hat Berlinisch auch zu Zeiten der Teilung der Stadt (bis heute) nicht verloren.



Abbildung 3: Berliner Hökerinnen

Dieser Stich von 1796⁵⁰ zeigt Landfrauen beim Verkauf ihrer Waren in Berlin. Die ihnen in den Mund gelegte Kaufempfehlung auf Berlinisch illustriert ihren adressatenspezifischen Wechsel der Varietät und die durch den Kleinhandel beförderte Ausstrahlung der Stadtsprache in das niederdeutsch sprechende Umland.

Die sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung der Stadt, die Migrationsbewegungen, die Veränderungen der Bevölkerungsstruktur und innerstädtischen Kommunikation durch Anschläge, Flugblätter, Zeitungen⁵¹ bilden die Grundlage einer Stadtsprachengeschichte, wie sie z. B. für Berlin von Schildt/Schmidt (1986,² 1992) in ihrem Sammelband zum Berlinischen vorgelegt worden ist. Die Darstellung des damit verbundenen Transfers von kulturellen Praktiken, die u. a. durch die unterschiedlichen Konfessionen, Berufe und Familienstrukturen, die soziale Stellung und den Grad der Alphabetisierung bestimmt sind, erfordern darüber hinaus einen ethnographischen und/oder anthropologischen Zugriff (im Sinne von *Urban Anthropology*), der letztlich nur interdisziplinär zu

50 Johann Carl Wilhelm Rosenberg ‚Zwei Quermädchens bei Monbijou‘.

51 Seit 1727 erschienen auf Anordnung von Friedrich Wilhelm I. die *Wöchentlichen Berlinischen Frag- und Anzeigungs-Nachrichten* als Pflichtblatt für Magistrat, Kaufmannsgilden, Handwerkerzünfte, Apotheker, Advokaten und Geistliche, also für die relevanten Akteure zur Stabilisierung des städtischen Lebens.

bewerkstelligen ist. So gibt es zwar Darstellungen zur Lese- und Salonkultur, zu Dekor und Mode, häufig in Verbindung mit der Rolle der Frauen im Berlin des späten 18. Jh.s, aber die meisten der Quellen (Briefe, Tagebücher, Autobiografien, Reisebeschreibungen von ‚Fremden‘) sind eine exklusive, auf Selbstvergewisserung gerichtete Darstellung der Lebensstile bürgerlicher Eliten.

Anders verhält es sich, wenn wir den Blick auf Akkulturationsprozesse von (migranti-schen) Minderheiten richten, von denen vor allem die Hugenotten und Juden untersucht wurden.⁵²

Auf dem Unterrichtsplan der 1778 gegründeten Jüdischen Freischule stand die Vermittlung von deutschen, französischen und hebräischen Sprachkenntnissen, dazu neben dem üblichen Kanon der Elementarschulen (Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Geographie) auch kaufmännische Kenntnisse und Buchhaltung.⁵³ Auch der in der Autobiografie des Unternehmersohns Lazarus Bendavid aufgeführte Bildungskanon zeigt das Bestreben nach Akkulturation und die Aufgabe traditioneller religiöser Praktiken:

Meine Eltern hatten beyde eine liberale Erziehung genossen. Sie schrieben beide sehr richtig jüdisch und deutsch, sprachen beyde gut französisch, und besonders machte mein Vater sehr schöne kaufmännische Aufsätze und besaß eine große Belesenheit in den französischen classischen Schriftstellern. [...] (nach Breuer/Graetz 2000, 307).⁵⁴

Bezogen auf die Arbeitswelt ist der Transfer von beruflichen Qualifikationen insbesondere der Hugenotten an die einheimischen Handwerker, Manufakturarbeiter und Lehrlinge, wie Jersch-Wenzel (1978, 222 ff.) anhand von Briefen und Eingaben zeigt, vergleichsweise gut dokumentiert.

Daß „die Inländer von jenen [den Fremden] neue nutzbare Kenntnisse, die sich bald überall verbreiten“, erhalten könnten, daß man einem Fremden „Vorthile und Unterstützungen angedeihen lassen“ müsse, um sie dazu zu bewegen, „die Einwohner darinnen zu unterrichten“⁵⁵, gehörte ja seit der Jahrhundertmitte neben dem Import von Arbeitskräften zu den Hauptmaximen der Beschaffung von Facharbeitern. (Jersch-Wenzel 1978, 231)

Die hier im Rahmen dieses Beitrags nur exemplarisch aufgeführten Belege sollen zeigen, dass vor allem Unterricht, Bildung, normative religiöse Praktiken und Anpassung an die Lebensführung der jeweiligen gesellschaftlichen Umgebung die Domänen sind, in denen Prozesse der Transkulturation zu beobachten sind.

52 Jersch-Wenzel 1978, Böhm 2010.

53 Vgl. Geiger 1871/1988, 86.

54 In diesem Zusammenhang gehört auch Moses Mendelssohns Übersetzungsprojekt des hebräischen Pentateuch (*netiwot baschalom*), der Psalmen und des Hohen Lieds, wobei die deutsche Übersetzung parallel in hebräischen und deutschen Lettern gedruckt wurde; die Gesamtausgabe des Alten Testaments wurde 1806 abgeschlossen. Eine Analyse der Übersetzungsarbeit Mendelssohns mit Textbeispielen findet sich in Schmidt 2004. Zur jüdischen Reformbewegung insgesamt Friedländer 1991.

55 Zit. nach Justi 1782, 141.

4.4 Die soziokulturelle Strukturierung der Sprachverhältnisse in Berlin um 1750

Nach Lasch (1928) sei Berlinisch bis zum Ende des 18. Jh.s eine zwar soziopragmatisch differenzierte Varietät, werde aber als „allgemeine familiäre Umgangssprache [...] auch in den gebildeten Schichten“ (Lasch 1928, 113) verwendet. Dabei greift sie auf verschriftete Mündlichkeit zurück, wie sie vor allem in Briefen von Adligen und Angehörigen der Oberschicht dokumentiert ist. Hier führen die hochdeutsch, teilweise auch französisch basierte Alphabetisierung der AutorInnen sowie die Tatsache, dass Berlinisch ein Medium der städtischen *face-to-face*-Kommunikation war, zu einer spezifischen, schriftkulturell geprägten Wahrnehmung. Das wird beispielweise in den Äußerungen des Pädagogen Friedrich Gedike deutlich, der in seinen *Briefen über Berlin* seinen Mitbürgerinnen und Mitbürgern attestiert, ihr Deutsch sei „sehr richtig“ und nähere sich „dem Ausdruck in den besten deutschen Büchern“ (Gedike 1784/1987, 94). Diesem vorwiegend stilbezogenen Kompliment folgen dann aber einige weniger schmeichelhafte Relativierungen:

Nur die Aussprache hat einige unangenehme Fehler [...]. So hören Sie hier noch immer aus dem schönsten und oft selbst aus dem gelehrtesten Munde: lofen statt laufen, sinn statt sein (*être*) usw. Ich weiß nicht, ist's Affektiertheit oder häufiger Fehler an den Sprachorganen [...]. Sonst ist die Aussprache hier scharf, deutlich [...] und im Ganzen nicht unangenehm. Daß man sie selbst hier für etwas eigentümliches hält, sehe ich daraus, daß ich schon in den hiesigen Zeitungen bei Steckbriefen gefunden habe, daß eines der angegebenen Merkmale des entsprungenen Diebes war: hat Berliner Aussprache. [...]

Es gibt auch hier ein Plattdeutsch, das aber nicht so abstechend von der reinen Sprache ist, daß nicht jeder einfache Mann ein gut geschriebenes Buch, wenn es nur sonst seine Begriffe nicht übersteigt, verstehen sollte [...]. (Gedike [1784] 1987, 94 ff.)

Neben der schriftsprachlichen Brille wird deutlich, dass Gedike Berlinisch eher für eine fehlerhafte Realisierung des Hochdeutschen hält, die neben Niederdeutsch vor allem in den unteren sozialen Schichten zu finden sei. Andererseits zeigen gerade die zitierten Beispiele (niederdeutsch vs. hochdeutsch, z. B. *sinn* vs. *sein* und hochdeutsch-niederdeutsche Hybridbildung, z. B. *laufen/lopen* > *lofen*), dass die unterschiedlichen sozialen Schichten der Stadtbevölkerung im letzten Drittel des 18. Jh.s für die mündlichen Kommunikation über unterschiedliche Repertoires verfügten, die sich neben anderen Sprachen aus schriftsprachlich orientiertem Hochdeutsch, Berlinisch und Niederdeutsch zusammensetzten. Dabei wurde im Zusammenhang mit der zunehmenden schriftsprachlichen Bildung Berlinisch und Niederdeutsch abgewertet. Insofern stößt sich die Zuschreibung Laschs, Berlinisch sei ‚allgemeine familiäre Umgangssprache‘, an der Selbstwahrnehmung gebildeter Bürger wie F. Gedike, K. Ph. Moritz und anderer und nimmt die sprachliche Heterogenität in der Stadt nicht mit in den Blick.

Die Mehrsprachigkeit in der Stadt war zu dieser Zeit nach Standeszugehörigkeit und beruflicher Bindung unterschiedlich strukturiert. Beispielsweise waren Migrantensprachen wie gesprochenes Böhmisches, Polnisch und Sorbisch sektoral, meist domänenspezifisch verteilt. Am Stadtrand und im Umland bildeten sich zeitweise Migrantensiedlungen wie Böhmisches-Rixdorf, Nowawes oder Französisch-Buchholz, die aber durch Eingemein-

dungen sukzessive ihre sprachliche Sonderstellung verloren. Jiddisch büßte im Zusammenhang mit der Haskalah und der Entwicklung eines jüdischen „Ersatzbürgertums“ (Jersch-Wenzel 1978, 240), d. h. der Akkulturation an die Berliner Mehrheitsgesellschaft, weitgehend seine Funktion als Nahsprache ein und wurde durch Berlinisch ersetzt.⁵⁶

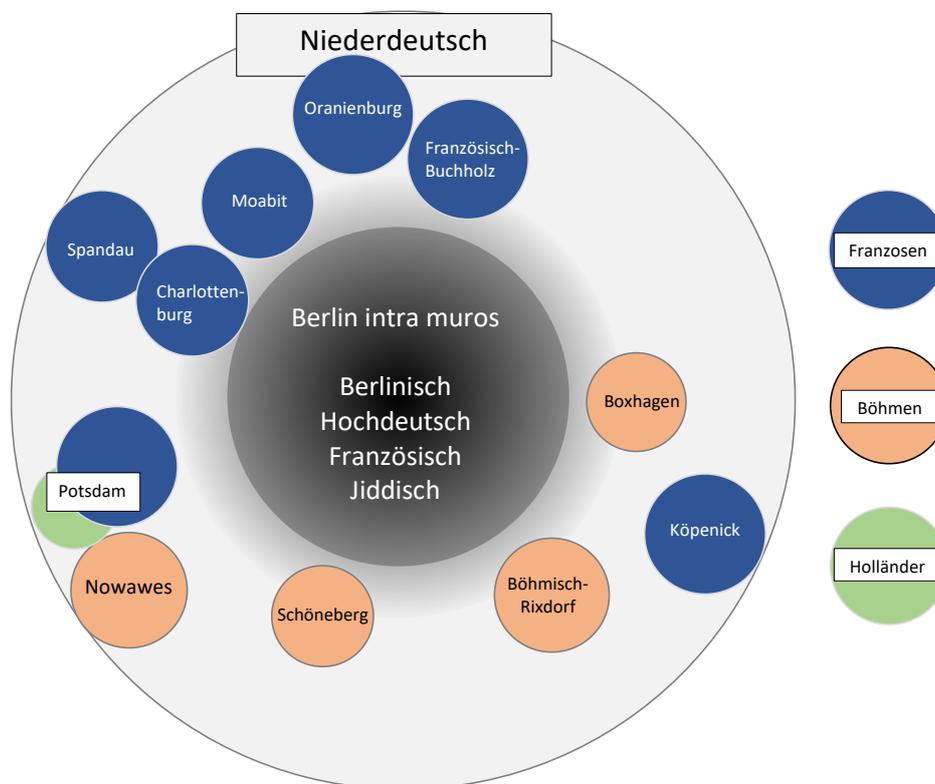


Abbildung 4: Die Ansiedlungen der französischen, böhmischen und holländischen MigrantInnen im niederdeutsch geprägten Umland von Berlin im 18. Jh.

Die Sprachverhältnisse in Paris (s.o., Abb. 1) waren gekennzeichnet durch die sozialräumliche Trennung zwischen den in der Peripherie lebenden adligen und bürgerlichen Eliten als

⁵⁶ Vgl. Simon 1993, 10. Gruschka (2004, 92) verweist auf „jiddisch-deutsche Mischmundarten“ im ländlichen Raum, „von denen die meisten bis auf jiddische Überreste in einem jiddisch gefärbten Deutsch wieder verschwanden“; für die Schriftlichkeit zeigen jiddisch-deutsche Mischtexte in hebräischer Schrift variierende hochdeutsche Anteile und Einflüsse von Dialekten und anderer Sprachen. Zur Säkularisierung des Hebräischen vgl. auch Breuer/Graetz 2000, 293 ff.

Trägerschicht des ‚guten‘ und ‚richtigen‘ Französisch (*le bon usage*) und der sozioökonomisch und soziopragmatisch gemischten Stadtbevölkerung. Im Kontrast dazu lassen sich die Sprachverhältnisse in und um Berlin als Spannungsverhältnis zwischen Koineisierung ‚intra muros‘ (dazu unten, 4.5) und medial diglossisch geprägtem Umland (gesprochenes Niederdeutsch, geschriebenes Hochdeutsch) beschreiben. In der Stadt führt die Migration zu einer schichtenspezifisch unterschiedlich ausgeprägten Mehrsprachigkeit, während die Eigenwanderten in das nähere und weitere Umland unter starkem Akkulturationsdruck stehen, vor allem dann, wenn sie sich nicht in Kolonien ansiedeln.

Einen Sonderfall bildet das Französische, denn es hat nicht nur als Schriftsprache, sondern auch als Sprechsprache einen großen Anteil an der innerstädtischen Kommunikation. Als Sozialmarker grenzt es Adel und Bürgertum von den unteren Schichten ab. Französisch ist neben gesprochenem Schriftdeutsch für die pluristilistische Variation von zentraler Bedeutung, für den Adel ist geschriebenes Französisch teilweise die einzige Schriftsprache, in der er sich hinreichend sicher artikulieren kann. Zwar finden sich einzelne französische Lexeme schon seit dem 16. Jh., also vor der Einwanderung der *Réfugiés*, im Kontext der Verbreitung der omd. Sprechsprache auch im niederdeutschen Sprachraum⁵⁷, doch gehört das literarisierte Französisch des 17. Jh.s zum Bildungskanon städtischer Oberschichten und ist Fachsprache höfischer Verwaltungsspitzen.⁵⁸ Einen großen Anteil an der frankophonen Stadtbevölkerung haben die Hugenotten, die um 1700 fast ein Fünftel der Einwohner der Residenz ausmachen. Allerdings unterschied sich das durch die unterschiedliche regionale Herkunft der Zugewanderten heterogene Französisch des *Réfuge* von dem Französisch als Zweitsprache der städtischen Oberschichten.⁵⁹ Der Streit um den ‚*style réfugié*‘ zeigt paradigmatisch, dass Eigenschaften regionaler Varietäten des Französischen, Okzitanischen und Frankoprovenzalischen sowie Einflüsse aus der jeweiligen Umgebungssprache – also Berlinisch bzw. Niederdeutsch in den Brandenburger Kolonien –, die sich in der Schriftlichkeit des *Réfuge* finden ließen, als abweichend etikettiert wurden und so die Sprachverhältnisse in Frankreich samt ihrer ideologischen Überformung auch in der Diaspora, d. h. im Berlin-Brandenburgischen Exil, abbildeten.⁶⁰ Darüber hinaus unterschieden sich Transkulturationsprozesse in der Berliner Gemeinde und in den Kolonien, wie Böhm in ihrer Monographie herausgearbeitet hat, in ihrer Struktur und ihren zeitlichen Verläufen deutlich.

57 Vgl. Mackel 1905, 263-273.

58 Insofern unterscheiden sich die Berliner Verhältnisse vom Adel im Osnabrückischen (vgl. Maas 2014, 200 ff.).

59 In der ersten Einwanderungsperiode 1684-1690 kamen Hugenotten aus Metz, Sedan, Paris, aus der Dauphiné, Champagne und dem Languedoc nach Brandenburg, bis 1709 1600 Reformierte aus dem südfranzösischen Fürstentum Orange und 1000 *Refugiés* aus der Pfalz und der Schweiz, vor allem Handwerker, Manufakturarbeiter und Kaufleute. Berlin war mit seiner französischen Gemeinde der erste Anlaufpunkt vor der Weiterreise auf das platte Land und die Kolonien in Brandenburg. Dazu genauer Wilke 1992, 356 ff., zum Waisenhaus der frz. Kolonie in Berlin vgl. Böhm 2004; zu den Kolonien allgemein Böhm 2010, 128-135.

60 Vgl. dazu Böhm 2010, 84-94.

4.5 Wie also Berlinisch beschreiben? Versuch einer Antwort auf Schirmunski

Mehrsprachigkeit in Berlin zu dieser Zeit lässt sich nicht additiv aus ‚Einzelsprachen‘ als diglossische Konfigurationen (re)konstruieren, sondern muss als ein soziopragmatisch differenziertes, produktives Ensemble interaktional realisierter und neu entstehender Varianten beschrieben werden. Dabei führen interlinguale wie intralinguale Anpassungs- und Austauschprozesse entweder zu dynamisch stabilen Mischsprachen wie Berlinisch oder zu temporären adaptiven Veränderungen der Migrantensprachen, die mit dem Abschluss von Akkulturation und Sprachwechsel sukzessive aufgegeben bzw. als Zweit- oder Drittsprache erlernt werden.

Wenn wir von der linguistischen Außenperspektive zur Perspektive der sprachlichen Akteure wechseln, dann zeigen sich in ihren sprachlichen Repertoires die Resultate von Anpassungs- und Mischungsprozessen, die mit der Integration der Zugewanderten mit ganz unterschiedlichen Erstsprachen oder dialektalen Prägungen verbunden sind. Diese manifestieren sich u. a. in sprachlichen Innovationen wie Hybridbildungen und lexikalischen wie morphologischen Übernahmen, die teilweise lautlich angepasst und umgedeutet werden. Dazu einige etwas komplexere Beispiele. Für den ersten der hier genannten Fälle stehen z. B. die niederdeutsch-hochdeutschen Hybridbildungen wie berl. *kofen* (hd. *kaufen*/nd. *kopen/köpen*) oder das hd. umgelautete *Äppel* (nd. *Appels*). Den zweiten Fall der lexikalischen Übernahme und Umdeutung aus verschiedenen Migrantensprachen ins Berlinische illustriert die pejorative Bezeichnung *bagasche* (frz. [bagaʒ], dt. Gepäck) für den (familiären) Anhang, für Pack oder schlechte Gesellschaft, möglicherweise motiviert durch die semantische und morphologische Ähnlichkeit von *Gepäck* und *Pack*. Das niedersorbische *banja* (*Kürbis*, *bauchiges Gefäß*) wurde im Munde der Berliner zu *Bonje* (*Kopf*), wobei die umgangssprachliche Bezeichnung *Kürbis* für *Kopf* die Entlehnung auf Grund der gemeinsamen Eigenschaft der partiellen Hohlheit befördert haben dürfte. Neben der aus dem Niederländischen übernommenen Bezeichnung *Stulle* für ein Butter-/Schmalzbrot war auch obersächsisch *Bemme* gebräuchlich, wobei hier offenbleiben muss, welche von beiden belegt war. Neben der im gesamten niederdeutschen Sprachgebiet nachweisbaren Entlehnung von frz. *bouteille* > nd. *Buddel* wurde unter dem Einfluss der hugenottischen Zuwanderung parallel auch wieder *bouteille* verwendet, ein Lexem, das erneut phonetisch modifiziert als *botelje* auch im Gebiet der hugenottischen Kolonien und in Berlin in Gebrauch kam. Eine vom Französischen geprägte Konstruktion im Deutschen zeigt eine auch von Schmidt (1992) zitierte Passage aus einem undatierten Brief Louis Ferdinands, frankophoner Neffe von Friedrich II., an seine Geliebte, die „Berliner Helena“⁶¹ Pauline Wiesel: „Liebe Pauline, laß *mir* einen Augenblick *bey dir* kommen

61 Zur Biografie der „vielbewunderten und vielgescholtenen“ Pauline Wiesel, geb. Cesar vgl. Büchner 1865, 2 und pass.). Für die „orthographischen, grammatikalischen und Stilfehler“ macht der Herausgeber der Briefe eine „mehr französische als deutsche Bildung“ verantwortlich, „was sich nicht allein aus der häufigen Anwendung französischer Worte [ergebe], sondern auch aus seinen ganz französischen Satzbildungen, welche offenbar zuerst in jener Sprache gedacht und dann wörtlich, also schlecht, als eigentliche Gallicis-

[...].“ (Büchner 1865, 56). Zunächst zeigt dieser Beleg die für das Berlinische bis heute typische Hyperkorrektur des nd. Kasussynkretismus (Dativ vs. Akkusativ). Dann drückt der Schreiber sein Verlangen nicht entsprechend der damals schon geläufigen Unterscheidung von hd. *bei/zu* mit „zu“ aus, sondern wählt „bei“ analog zur direktionalen wie positionalen Semantik von frz. *chez toi* (zu/bei dir), wobei der Verfasser hier die amouröse Konnotation von „*venir chez toi*“ im Sinn gehabt haben dürfte.

Diese Beispiele sollen illustrieren, auf welcher vielfältigen Weise die Einwohnerinnen und Einwohner der Stadt die Stadtsprache variierten und immer wieder neu formten und für die Lodges Metapher vom ‚melting pot‘ durchaus angemessen ist. Dabei machte die fehlende schriftsprachliche Kodifizierung Berlinisch auch für Zugewanderten mit anderen Verschriftungspraxen und für die illiterate Bevölkerung insgesamt interaktiv erlernbar. Die soziopragmatische Flexibilität zeigt sich in den (nicht sehr zahlreichen) Quellen: Berlinisch indiziert im Munde unterschiedlicher Akteure nicht nur deren jeweilige Erstsprache, sondern auch andere sprecherbiographische, soziokulturelle und soziale Merkmale, d. h. je nach Sprecherkompetenz, Adressaten und situativem Kontext werden (ostmittel)deutsche, französische und niederdeutsche Lexeme eingebaut, vor allem aber auch mit prosodischen Varianten soziale Unterschiede markiert.⁶² Insofern spricht einiges dafür, Berlinisch als *regionale Koiné* im Sinne von Kerswill⁶³ zu charakterisieren, der dazu Siegel's Definition von Koiné⁶⁴ zitiert:

A koiné is a stabilized contact variety which results from the mixing and subsequent levelling of features of variety which are similar enough to be mutually intelligible, such as regional dialect. This occurs in the context of increased interaction or integration among speakers of these varieties. (Kerswill 2006a, 671)

Schmidt/Herrgen haben diesen ‚*individual-as-agent-of-change-approach*‘ (Kerswill 2006a, 670) in ein variationslinguistisches Theoriegebäude (‚Sprachdynamik‘) eingebaut.⁶⁵ Sie führen sprachlichen Wandel bzw. Veränderungen im Varietätenspektrum auf raumzeitlich unterschiedlich bestimmbare Interaktionsformate zurück und fassen sie analytisch als Mikro-, Meso- und Makrosynchronisierungen⁶⁶, um auf diese Weise Kriterien für die Bestimmung von Vollvarietäten und Regionalsprachen zu gewinnen. Wollte man Berlinisch

men, ins Deutsche übertragen sind.“ (ebd., 27 f.) Als Beleg zitiert Büchner ein weiteres Beispiel aus einem Brief Louis Ferdinands: „Pauline, darf dein *Louis* dir diese Beweise fordern, statt *von* dir fordern – eine wörtliche Uebertragung des französischen Satzes: ton *Louis* peut-il demander ces preuves?“ (ebd., 28).

62 Vgl. dazu Lasch 1928, 113 f.

63 Kerswill (2006a, 670-672, 2006b pass.) nennt mit ‚regional dialect levelling‘ ein relevantes Merkmal für regionale Koinés (im Gegensatz zu immigrant koinés), Prozesse, wie sie auch im Berlinischen als niederdeutsch-hochdeutsche Kontaktphänomene auftreten.

64 Nach Siegel 2001.

65 Schmidt/Herrgen 2011.

66 Als Beispiel für Makrosynchronisierungen führen Schmidt/Herrgen 2011 die Herausbildung der ‚Gesamt-sprache Deutsch‘ durch den anhand religiöser Texte über Jahrhunderte praktizierten Schriftspracherwerb an. Hervorzuheben ist hier vor allem der Katechismusunterricht in den protestantischen Ländern (vgl. dazu auch Gessinger 1980, 35-44). Als Mesosynchronisierung wäre für Deutschland die sozialgeschichtlich

als Regionalsprache, also als Resultat der Überführung landschaftlicher, mit der Zeit konventionell stabilisierter Oralisierungspraxen in großregionale, diatopisch wie diastratisch abgegrenzte Teilsysteme beschreiben⁶⁷, so entzieht es sich als gleichsam flüssige Varietät einer derartigen Varietätentypisierung. Dennoch ist diese Differenzierung hier insofern erhellend, als der Status des Berlinischen teilweise mit den in dieser Trias beschriebenen Sprachbildungsprozessen bestimmt werden kann: Die homöostatische Variabilität dieser Stadtsprache resultiert aus dem Abgleich und der Erweiterung individueller Kompetenzen („Mikrosynchronisierung“⁶⁸). Die Abfolge gleichgerichteter Synchronisierungsakte in Teilpopulationen führt zu gemeinsamen kommunikativen Kompetenzen und überindividuellem sprachlichem Wissen („Mesosynchronisierung“⁶⁹). Agenturen der Mesosynchronisierung sind, wie oben beschrieben, im Berlin des 18. Jh.s das Militär (1755 ca. 26 % der Bevölkerung⁷⁰), die Manufakturen (Anteil der Manufakturarbeiter nach Schultz um 1740 bei 12 %⁷¹) und Schulen sowie der Kleinhandel (Hökerei) sowohl innerhalb der Stadt als auch mit dem Umland.

Charakteristischerweise fehlt mit der ‚Makrosynchronisierung‘ insofern der dritte Schritt zur Ausbildung eines Regiolekt⁷² oder einer Einzelsprache, als durch die Einbettung in einen mehrsprachigen und multikulturellen Kontext das Berlinische mangels Verschriftung keine Ausrichtung an einer gemeinsamen Norm erfährt und sich die „Grenzen des dynamischen Systems Einzelsprache“ (Schmidt/Herrgen 2011, 32) weder auf der Beschreibungsebene noch aus der Sicht der Interaktanten einstellen können.

Die zu Beginn von 4.2 zitierte Schwierigkeit Schirmunskis, mit dem Begriff ‚Halbmundart‘ benannte regionalsprachliche Konstellationen zu fassen, wird zumindest vermindert, wenn die Sprachgeschichtsschreibung um eine sprecherbezogene variationslinguistische Systematik erweitert wird, wie sie Schmidt/Herrgen vorschlagen. Mit der damit verbundenen Reduktion von Komplexität ist es allerdings nicht getan, solange nicht auch die mit der Mehrsprachigkeit und den sprachlichen Interaktionen verbundenen ökonomischen,

als Rationalisierung und Sozialdisziplinierung beschriebene Transformation von Elementen höfischer Kultur zu anzuführen, etwa die Herausbildung bürgerlicher Konversationsstile und korrekter Sprech- und Schreibweisen im 19. Jh. (dazu u. a. Linke 1996). Ähnliches findet sich in England in der Etablierung von grammatischen, lexikalischen und prosodischen Normen („talking proper“) zur sozialsymbolisch markierten Abgrenzung von der ‚vulgar tongue‘ (vgl. Mugglestone 1995).

67 Schmidt/Herrgen 2011, 65 ff.

68 Schmidt/Herrgen 2011, 29 ff.

69 Schmidt/Herrgen 2011, 30 ff.

70 Zahlen nach Escher 1988, 383. Die Berliner Garnison bestand 1763 aus 78 % Preußen, 6 % Sachsen, 16 % kamen aus anderen deutschen Staaten. Vgl. Schultz 1992, 217.

71 Schultz 1992, 113.

72 Ähnlich argumentieren auch Dittmar/Schlobinski/Wachs, die Berlinisch nicht im dichotomischen Standard-Dialekt-Modell verorten wollen, — „it seems to be more Umgangssprache (vernacular) than a consistent dialect“ (1988, 4 f.) – verharren damit allerdings begrifflich etwas im Ungefähren und fallen im weiteren Verlauf des Beitrags auf den Begriff ‚Berlin dialect‘ zurück. Mit der funktionalen Bezeichnung ‚Umgangssprache‘ wird die Heterogenität des Berlinischen nicht adressiert.

sozialen und kulturellen Transaktionen in sprachlich heterogenen und immer auch von Migration geprägten Gesellschaften einbezogen werden.

5 Transkulturalität als Fluchtlinie der Sprachgeschichtsschreibung

Wenn wir eine Verbindung von dieser Fallstudie zu einer weiter gespannten Diskussion über Transkulturalität und Sprachgeschichtsschreibung schlagen wollen, bietet es sich zur Einstimmung an, auf ein kulturpolitisches Projekt des Preußenkönigs Friedrich II. zu verweisen. Auch wenn letzterer mit diesem Projekt bei seinen Zeitgenossen – wie übrigens auch in der späteren Forschung – weitgehend auf Unverständnis stieß, so ist es doch zumindest im Kontext dieses Beitrags ausgesprochen erhellend, weil Friedrich im Kern einen französisch-deutschen Kulturtransfer im Sinn hatte. Sein Programm bestand in dem Vorschlag, den Prozess der Kulturbildung in Frankreich im 17. Jh., als deren Fundament er vor allem die Übersetzungen kanonisierter griechischer und römischer Autoren ins Französische ansah, auf Deutschland zu übertragen, und dies auf zwei Wegen: Zum einen sollten durch Aneignung der französischen Sprache und Literatur die ästhetischen, philosophischen und historisch-politischen Grundideen des ‚l'âge classique‘ als schon sprachlich materialisiertes kulturelles ‚produit fini‘ übernommen werden⁷³, zum anderen in einem zweiten Schritt der Prozess der Kulturbildung in Frankreich mit Hilfe eines umfassenden Erziehungs- und Bildungsprogramms nachvollzogen werden, um den Deutschen die Sprach- und Redeformen der griechisch-lateinischen Muster durch Imitation und Übersetzen aufzuprägen.⁷⁴ Den Sprachunterricht und Literaturkanon der höheren Schulen wollte Friedrich entsprechend umgestaltet sehen.

Diese Rezeptur hätte zugleich die Sprachverhältnisse verbessern helfen sollen, deren Hauptdefekte Friedrich in der dialektalen Vielfalt des gesprochenen Deutschen, in der Differenz zwischen geschriebener und gesprochener Sprache, im vermeintlichen Fehlen von grammatischer Ordnung und vor allem im Mangel an angemessenem, stilistisch hinreichend verfeinertem Gebrauch des Deutschen in Wort und Schrift ausmachte. Wie viele seiner Zeitgenossen sah auch Friedrich im Französischen seiner Zeit das Resultat einer politisch wie kulturell hegemonialen Zentralgewalt, deren Abwesenheit in Deutschland er angesichts der begrenzten Rolle Preußens zu kompensieren suchte, indem er als ‚praeceptor Germaniae‘ für die Übernahme zentraler Stilelemente plädierte, die den normativen

73 In diesen Kontext gehört z. B. die Übersetzungsarbeit Samuel Henri Catels, der sowohl lateinische Autoren direkt, nicht über den Umweg über Französisch, wie auch Französische Literatur ins Deutsche und deutsche Literatur ins Französische übersetzte. Catel ging aber noch einen Schritt weiter: Um seinen hugenottischen Glaubensbrüdern den Erwerb des Deutschen zu erleichtern, publizierte er 1798 seine *Exercices de prononciation, de grammaire et de construction pour faciliter aux français l'intelligence et l'usage de la langue allemande*. Zu Catel ausführlich Volmer 2004.

74 Böhm/Gessinger (2011) sprechen hier von Kulturtransfer als ‚doppelter Übersetzung‘.

und sprachideologischen Diskurs in Frankreich – und der Frankophonen in Berlin – prägten: ‚clarté, ‚pureté, ‚gout‘.⁷⁵

Dass Friedrichs Programm die Sprachverhältnisse in den deutschen Ländern nicht so verändern konnte, wie er es sich wünschte, lag vor allem daran, dass er sich einen französischen Klassizismus imaginierte⁷⁶, dessen Zustandekommen er als Resultat der Durchsetzung hegemonialer Macht in dichotomisch gedachten Strukturen wie Zentrum (Paris) vs. Provinz, Literatursprachen vs. Regionalsprachen/Patois/Dialekte postulierte. Mit diesem, von seinen Zeitgenossen in Deutschland durchaus geteilten ideologischen Konstrukt war der von ihm beklagten Heterogenität der Sprachverhältnisse in Deutschland allerdings nicht beizukommen.

Von diesem Beispiel ausgehend, lässt sich als zweiter Schritt der Argumentation ein Bogen zum Konzept der Transkulturalität schlagen. Ohne die Geschichte dieses Konzepts⁷⁷ genauer zu beleuchten, sei zumindest erwähnt, dass es zuerst von dem kubanischen Anthropologen Fernando Ortiz ([1940] 1987) ausgearbeitet wurde, um die vielfältigen kulturellen Kontakt-, Austausch- und Vernetzungsprozesse zu erfassen, die die Geschichte der kubanischen Gesellschaft und Kubas als Nation prägten. Diese reichen von den amerindianischen Kulturen, den Kulturen der afrikanischen SklavInnen, den Kulturen der Kolonialmächte bis zu jenen der MigrantInnen aus allen Teilen der Welt, die mit ihrer Ankunft in der Neuen Welt Prozesse der ‚desculturación‘ oder ‚exculturación‘, ‚aculturación‘, ‚inculturación‘ und ebenso der ‚neoculturación‘ (Ortiz 1987, 96) erlebten, die jeweils Aspekte von ‚transculturación‘ seien. Um das Konzept von Ortiz für die heutige wissenschaftliche Beschreibung operationalisierbar zu machen, bietet es sich an, der mit ‚Transkulturation‘ bezeichneten *Prozessperspektive* eine *Strukturperspektive* zur Seite zu stellen, die dann mit dem Begriff der ‚Transkulturalität‘ gefasst wird. Als Elemente der Struktur von Transkulturalität lassen sich eine Vielzahl von Konzepten verstehen, die, um nur einige zu nennen, von der ‚Mischung‘ oder ‚Hybridität‘, über ‚Diaspora‘ und ‚diasporische Lesart‘, ‚migrantisches Schreiben‘, ‚Sprachbiographie‘ und ‚sprachliches Repertoire‘ bis zu ‚Translatio‘ reichen.⁷⁸ Mischungen und Mischungsprozesse als Folge von Kontakt sind – wie ‚Transkulturation‘ insgesamt – allgegenwärtig. Sie erfolgen oft unbewusst, wie sie auch, von den Akteuren oft unbemerkt, Teil der gegebenen und vorgefundenen sprachlichen und kulturellen Verhältnisse sind. Innerhalb der Elemente der Struktur von Transkulturalität stellen ‚Hybridität‘ und ‚Translatio‘ entgegengesetzte Pole dar. ‚Translatio‘ als Oberbegriff für Prozesse des Transfers und der Translation steht für den kontrollierten und meist auch professionalisierten Umgang mit unterschiedlichen kulturellen Formen und für bewusste und gezielte grenzüberschreitende Vermittlungs- und Übertragungsprozesse zwischen AkteurInnen. Dies zeigt sich auch in den Tätigkeiten

75 Für Trabant (2002, 121 und passim) sind diese Zuschreibungen mythenstiftende Gespenster.

76 Zum ‚classicisme imaginaire‘ vgl. Böhm/Gessinger 2011, 43-48.

77 Vgl. dazu Erfurt 2021, Kap. 3, S. 105-131.

78 Vgl. dazu die ausführliche Darstellung in Erfurt 2021, 133-209.

der Translation, des Übersetzens und des Dolmetschens als Praktiken des kontrollierten Umgangs mit sprachlicher und kultureller Diversität, wobei Transkulturalität hierbei weniger auf der Ebene der Formen, sondern vor allem auf der Ebene des Wissens und der Praktiken anzunehmen ist. Mit Translatio einher geht immer auch die Frage nach der Aneignung: Wer eignet sich von wem und wie welche kulturellen Praktiken an, wer übernimmt von wem in welcher Weise und zu welchem Zweck welches Wissen? Die Frage nach der Aneignung impliziert zugleich verschiedene Aspekte der Überlieferung: die Überlieferung ‚von Mund zu Mund‘, von Generation zu Generation, von Gemeinschaft zu Gemeinschaft, aber auch die Brüche in der Überlieferung und gegebenenfalls die spätere Wiederentdeckung, was bis hin zur Rolle von Archiven im Prozess des Überlieferns und auch des Erinnerns reicht.⁷⁹

Friedrichs Programm zur Umgestaltung der sprachlichen und kulturellen Praktiken in Preußen illustriert sehr anschaulich, was es mit dem Begriff der Translatio auf sich hat. Wie die oben dargestellten Fallstudien zum Pariser Französisch und zum Berlinischen eignet sich dieses Programm im Übrigen dazu, weitere Seiten des Konzepts der Transkulturalität in die Diskussion zu bringen. Friedrichs Vorhaben, auch wenn es sich nicht realisierte, zielte auf Übersetzung und Transfer von – aus der Sicht des Potentaten – prestigereichen kulturellen und sprachlichen Mustern und Formen in die von ihm wenig geschätzten Verhältnisse in seinem Land. In sein Programm von ‚Translatio‘ ist die Wahrnehmung und die Aushandlung von Ungleichheit und von Differenz eingeschrieben. Es zielte darauf ab, dass sich durch Verbreitung anderer kultureller Muster neue Umgangsformen und sprachliche Praktiken herausbilden, ein Prozess also, der mit dem Begriff der ‚Emergenz‘ zu fassen ist. Emergenz heißt in diesem Zusammenhang, dass sich etwas Neues herausbildet – etwas emergiert –, das in seiner Intersubjektivität nicht auf die Absichten der Akteure reduzierbar ist. Man denke hierbei an Kellers (1994) ‚Prozesse der unsichtbaren Hand‘ im Sprachwandel oder auch an die Emergenz von grammatischen Strukturen, wie sie Auer/Pfänder (2011) diskutieren.

Ungleichheit, vor allem die soziale Ungleichheit der sprachlichen AkteurInnen, und zugleich die Differenz(en) in der Reichweite ihrer sprachlichen Repertoires, markierten nicht nur die von Friedrich II. imaginierten Sprachverhältnisse, sondern auch die von Lodge untersuchten Mischungs- und Koineisierungsprozesse der sprachlichen Varietäten in Paris. Ungleichheit, Differenz und Emergenz sind als Schlüsselkonzepte von Transkulturalität anzusehen, während der Motor kultureller Dynamik in der Mobilität der Menschen, der Migration und der fortwährenden Neugestaltung ihrer Beziehungen in realen und heute auch virtuellen Räumen besteht (vgl. Erfurt 2021, 98) – oder eben, wie eingangs schon erwähnt, in den ‚Sprachbewegungen‘. Transkulturalität unterstellt, dass sich Kulturen in und mit ihren Sprachen in ihrer Verschiedenheit begegnen und der Kontakt zwischen ihnen auf Aushandlungen angewiesen ist. Damit kommen vielfältige

⁷⁹ Dazu insbesondere Erfurt 2021, 191-207.

Prozesse der Mischung, des transkulturellen Erinnerns, der Erosion von Grenzen, des Transfers und der Vermittlung, der Aneignung und des Konflikts, der Weitergabe und der Umwertung über Generationen hinweg in Gang, die wiederum in Macht-, Hegemonie- und Verwertungsprozesse eingebunden sind (ebd., 101).

Im Unterschied zu Bi-, Multi- und Interkulturalität ist Transkulturalität – zumindest bislang – kein Konzept des politischen Handelns und des Managements kultureller Konflikte, sondern eines der wissenschaftlichen Beschreibung und der Erkenntnis sozialer und kultureller Prozesse, weshalb sie auch einer anderen Logik verpflichtet ist als ein Konzept des politischen Handelns (ebd., 99). Transkulturalität geht davon aus,

„dass sich Kulturen nicht *en bloc* begegnen, sondern es Individuen und Gruppen mit ihren Normen, Werten, Anschauungen, Sprachen, Religionen usw. sind, die in Kontakt treten. Dies verlangt danach, einen Perspektivenwechsel vorzunehmen: von den Kulturen von Gemeinschaften zu den Individuen und ihren kulturellen Praktiken. Dieser Perspektivenwechsel bedeutet zugleich, anstelle der den Gemeinschaften unterstellten Homogenität den Akzent auf Distinktion, Differenz und Heterogenität innerhalb und zwischen Individuen und Gruppen zu verlagern.“ (ebd., 101 f.)

6 Rück- und Vorausblick

Die Sprachgeschichtsschreibung folgt seit einigen Jahrzehnten, soviel sollte deutlich geworden sein, anderen und neu gesetzten Koordinaten. Unübershbar ist, dass vieles in der Diskussion über Sprache und Kultur in Bewegung gekommen und ‚Bewegung‘ selbst, wie es auch im Titel dieses Beitrags ausgedrückt wird, zu einer Leitkategorie der Forschung geworden ist. Oder, etwas vorsichtiger formuliert, die Forschung beginnt, mit neuen Konzepten und Blickrichtungen nachzuvollziehen, was in sehr vielen Fällen die Lebensrealität der Menschen und ihres sprachlichen Handelns ist. Die referierten Sprachgeschichten und die exemplarischen Fallstudien zu Paris und Berlin zeigen, wie die Grundannahmen des sprachlichen Nationalismus – Einsprachigkeit, sprachliche Homogenität, Abgegrenztheit sprachlicher Räume etc. – überwunden werden können und stattdessen Konzepte wie Mehrsprachigkeit, Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Migration, Mobilität, Mischung, Differenz, Ungleichheit, Emergenz, plurizentrische Entwicklung, Sprachkonflikt u. a. m. die Rekonstruktion des Wandels von Sprachen und sprachlichen Verhältnissen bestimmen. In dieser Perspektive läuft die sprachhistorische Forschung auf das zu, was in der kultur-, sozial-, sprach- und geschichtswissenschaftlichen Forschung mit dem Konzept der Transkulturalität gefasst wird. Es geht davon aus, dass „Gemeinschaften wie Individuen mit ihren Sprachen, Literaturen, Medien und anderen kulturellen Manifestationen sich nicht in ethnisch abgeschlossenen, sprachlich homogenen und territorial abgegrenzten Räumen konstituieren, sondern durch (grenzüberschreitende) Verflechtungen, die sich im Wesentlichen aus Kontakt, Migration und Mobilität ergeben“ (Erfurt 2021, 29). Mit dem Perspektivwechsel auf die Sprachproduzenten als historische Subjekte sind eine Reihe von methodischen und konzeptuellen Veränderungen verbunden. Für das hier diskutierte Verständnis von Sprachgeschichte sind die folgenden Positionen zentral:

1. Sprachliche Interaktion erfolgt in geographisch, sozial und wahrnehmungs- wie handlungsbezogenen Räumen, die nicht vollständig aus einer Ex-post-Perspektive rekonstruiert werden können. Aber Geschichte beginnt mit und in der Gegenwart, d. h., Sprachengeschichtsschreibung ist eine Erzählung, die vor allem aus einer indexikalischen Interpretation der jeweils gegenwärtigen Sprachpraxis und lebensweltlicher Kontexte wie auch aus deren retrospektiver Herleitung und Analyse sprachlicher Verhältnisse konstruiert wird. Mit anderen Worten: Ohne eine genaue Analyse der sprachlichen Gegenwart mit ihren ideologischen und theoriebezogenen (Ver-)Formungen fehlt das Fundament für die historische Konstruktion. Insofern ist Sprachengeschichte mehr als die chronologische Ordnung sprachlicher Formen in Gestalt von historischer Grammatik. Sie untersucht die Kontinuitäten und Brüche, Verflechtungen und Eigenheiten von unterschiedlichen gesellschaftlichen Vorgängen, ihrer sprachlichen Verfasstheit und ihren sprachlichen Resultaten sowie die in ihnen sichtbar werdenden *Longue durée*-Prozesse wie auch lokale und temporäre Konstellationen. Zumindest in literalisierten Gesellschaften gehört dazu auch die Ausdifferenzierung von Sprachpraktiken, Mündlichkeit und Schriftlichkeit als Dimensionen des Sprachausbaus – selbst dann, wenn Mündlichkeit nicht unmittelbar überliefert ist.

2. Mit dem Perspektivenwechsel auf die Sprachpraxis der Individuen und Gemeinschaften rückt das sprachliche Repertoire der SprecherInnen und SchreiberInnen, das als solches immer auch von individueller und gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit oder, wenn man will, von Polylektalität bestimmt ist, in den Mittelpunkt. Dabei steht außer Frage, dass zu allen Zeiten viele Menschen in räumlichen und sprachlichen Verhältnissen lebten und leben, die sich gut und gern als monolingual und monokulturell verstehen lassen, zumal wenn sie in kleinen, isoliert lebenden Gemeinschaften verkehren. Auch für Angehörige von Mehrheitskulturen ist das (vermeintlich) Monokulturelle und die Einsprachigkeit ein Faktum, solange es Nationalstaaten oder auch andere institutionelle Rahmungen gibt, die genau diese Imago – zumindest für einen Teil ihrer Angehörigen – aufrechterhalten. Andererseits stellen Mobilität, Migration, Kontakt, Mischung, Distinktion, Differenz u. a. die Dimensionen der Soziabilität und Kulturalität der Individuen und Gemeinschaften dar, die sich in individueller und gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit, im sprachlichen Ausbau und der Restrukturierung sprachlicher Repertoires ausdrücken. Restrukturierung des Repertoires bedeutet, dass – im Zuge von Migration, von gesellschaftlichen Brüchen oder anderen einschneidenden Ereignissen – die bisherigen sprachlichen Ressourcen nur noch eingeschränkt oder nicht mehr für die Bewältigung der Lebensanforderungen ausreichen und Lernprozesse erforderlich werden, um an den neuen Gegebenheiten sprachlich partizipieren zu können.

3. Als symbolische Interaktion ist Sprache mit anderen Symbolsystemen verschränkt, die an kulturelle Praktiken – religiöse und säkulare Rituale und Zeremonien, Normen und Gesetze, Essen und Trinken, Moden, Literatur, bildende Kunst, pädagogische Unterweisung u. a. – und Kulturartefakte gebunden sind. Um also der Verkürzung zu entgehen, die der Blick allein auf sprachliche Phänomene mit sich bringt, sollte eine Sprachengeschichte

nach Möglichkeit als transdisziplinäres Unternehmen realisiert werden. Zumindest für die Rekonstruktion rezenter Zeiträume und die über Zeitzeugen erreichbare jüngere Vergangenheit könnte an die in der linguistischen Anthropologie, in der Dialektologie und *perceptual linguistics* praktizierten Methoden der ethnografisch-empirischen Forschung zur Erhebung von Alltagswissen und Alltagspraktiken angeknüpft werden, allerdings nicht primär mit dem Ziel, Forschungshypothesen zu überprüfen, sondern um Wissensbestände sichtbar zu machen, die sich dem Frageraster akademischer Forschung entziehen und in denen sich die lebensweltliche Relevanz von Sprachenwahl und -varianz artikuliert. Das bedeutet im Idealfall die interaktive Rückkopplung von Forschungsergebnissen an die SprecherInnen und setzt so einen methodisch geleiteten und überprüfbaren Kontrapunkt zu ihrer Marginalisierung im Rahmen einer nationalsprachlich orientierten einzelsprachlichen Historiographie.

Sprachengeschichte, die Kontakt, Migration und Mobilität der sprachlichen Akteure in Rechnung stellt, ist eine Geschichte individueller und gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit kommunizierender und interagierender Akteure. Eine so verstandene Sprachengeschichte überwindet die traditionell monolingual (und monologisch) ausgerichtete Sprachgeschichtsschreibung, die ihre identitätsstiftende Funktion aus der Erfindung und Perpetuierung der ideologischen Figur ‚Nationalsprache‘ bezog und bezieht. Um so vorrangiger ist es, die sprachpraktische Dimension dieses Konflikts sichtbar werden zu lassen. In diesem Verständnis ist Sprachengeschichte die Geschichte sprachlicher Variation und vielfältiger Prozesse der Expansion, Überlagerung und Verdrängung anderer Varietäten und Sprachen und beschränkt sich nicht auf die Dokumentation einer Standardvarietät.⁸⁰ Sprachengeschichte in transkultureller Perspektive richtet hingegen den Fokus auf die in den jeweiligen Räumen und Zeiten koexistenten und konkurrierenden Varietäten und Sprachen, wie sie im Zuge von Mobilität, Migration und Kontakt der Akteure praktiziert werden. Anhand ihrer Sprachpraxis werden die vielfältigen Formen und Prozesse des Sprachkontakts, der Mischung und der *Translatio*, die Differenz von Formen und die Emergenz von (neu entstehenden) Formen für die Historiographie der Sprachen fassbar.

80 In unserem Verständnis hat die Herausbildung der/einer Standardvarietät in schriftkulturell organisierten Gesellschaften eine lange Geschichte (wie u. a. die Geschichte orthographischer Bestrebungen zeigt), aber: Als Varietät, nämlich als eine Varietät im Varietätengefüge, als prestigeträchtige Varietät, als eine zu lernende Varietät (die nicht „urwüchsig“ in die jeweilige historische Zeit hineinragt) existiert sie erst seit relativ kurzer Zeit, im Grunde erst seit etwa Mitte des 20. Jh.s. Als großräumig verbreitete Varietät setzt sie die Existenz von Medien wie Rundfunk und Fernsehen voraus, als (stark) normierte Varietät ist sie auf Bildungsverhältnisse angewiesen, die mehr sind als (nur) Alphabetisierung. Standardisierung umfasst die Kodifizierung von Orthographie und Orthoepie und die Regulierung ihrer Wechselbeziehungen (vgl. u. a. Erfurt 2008).

7 Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1782) *Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen*. Leipzig: Breitkopf.
- Ammon, Ulrich (1991) *Die internationale Stellung der deutschen Sprache*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Ammon, Ulrich (1995) *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und in der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Androutsopoulos, Jannis (2019) Ethnolekt im Diskurs: Geschichte und Verfahren der Registrierung ethnisch geprägter Sprechweisen in Deutschland. In: Antos, Gerd/Thomas Niehr/Jürgen Spitzmüller (Hrsg.) *Handbuch Sprache im Urteil der Öffentlichkeit*. Berlin: De Gruyter, 353-382.
- Antoine, Gérald/Robert Martin (dir., 1985) *Histoire de la langue française 1880-1914*. Paris: Éditions du CNRS.
- Antoine, Gérald/Robert Martin (dir., 1995) *Histoire de la langue française 1914-1945*. Paris: CNRS Éditions.
- Antoine, Gérald/Bernard Cerquiglini (dir., 2000) *Histoire de la langue française 1945-2000*. Paris: CNRS Éditions.
- Auer, Peter (1999) From Code-Switching via Language Mixing to Fused Lects : toward a Dynamic Typology of Bilingual Speech. In: *International Journal of Bilingualism* 3 (4), 309-332.
- Auer, Peter (2007) *Style and Social Identities : Alternative Approaches to Linguistic Heterogeneity*. Berlin/New York: Mouton de Gruyter.
- Auer, Peter/Stefan Pfänder (Hrsg., 2011) *Constructions - Emerging and Emergent*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Beck, Ulrich/Edgar Grande (2010) Jenseits des methodologischen Nationalismus: Außer-europäische und europäische Variationen der Zweiten Moderne. In: *Soziale Welt* 61, 187-216.
- Bergeron-Maguire, Myriam/Yan Greub (2020) Qui n'entend qu'une cloche n'entend qu'un son. Le français classique des lettres interceptées durant les guerres de course atlantiques. In: *Congrès Mondial de Linguistique Française - CMLF 2020, SHS Web of Conferences*, 78, 02001, <https://doi.org/10.1051/shsconf/20207802001>.
- Besch, Werner/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger (Hrsg., 1994 ff.,²1998 ff.) *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Berlin/New York: De Gruyter.

- Böhm, Manuela (2004) Akkulturation und Mehrsprachigkeit am Waisenhaus der Französischen Kolonie in Berlin um 1800. In: Tintemann/Trabant (Hrsg.), 33-54.
- Böhm, Manuela (2010) *Sprachenwechsel. Akkulturation und Mehrsprachigkeit der Brandenburger Hugenotten vom 17. bis 19. Jahrhundert*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Böhm, Manuela/Joachim Gessinger (2011) Kulturtransfer und Übersetzung. Kulturkritik im Essay Friedrichs II. ‚De la littérature allemande‘. In: Banoun, Bernard/Michaela Enderle-Ristori/Sylvie La Moël (Hrsg.) *Migration, exil et traduction. Espaces francophone et germanophone XVIIe – XXe siècles*. Tours: Presses Universitaires François Rabelais, 27-48.
- Borgolte, Michael/Matthias M. Tischler (Hrsg., 2012) *Transkulturelle Verflechtungen im mittelalterlichen Jahrtausend. Europa, Ostasien und Afrika*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Breuer, Mordechai/Michael Graetz (2000) *Deutsch-jüdische Geschichte der Neuzeit*. Band 1: Tradition und Aufklärung 1600-1780. München: Beck.
- Brown, Penelope (2006) Language, culture and cognition : The view from space. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 34, 64-86.
- Brunot, Ferdinand (1966-1979) *Histoire de la langue française des origines à nos jours*. [1. Aufl. 1905 ff.]. Paris: A. Colin.
- Brunot, Ferdinand/Charles Bruneau (1943) *La langue classique dans la tourmente. Le retour à l'ordre et à la discipline*. Paris: A. Colin.
- Brunot, Ferdinand/Charles Bruneau (1953) *L'époque réaliste*. Paris: A. Colin.
- Büchner, Alexander (Hrsg., 1865) *Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel. Nebst Briefen von A. von Humboldt, Rabel, Varnhagen, Gentz und Marie von Méris*. Leipzig: Brockhaus.
- Butz, Georg (1988) Grundriss der Sprachgeschichte Berlins. In: Dittmar, Norbert/Schlobinski, Peter (Hrsg.) *Wandlungen einer Stadtsprache. Berlinisch in Vergangenheit und Gegenwart*. Berlin: Colloquium, 1-40.
- Cerquiglini, Bernard (1999) *Les langues de la France. Rapport au Ministre de l'Education Nationale, de la Recherche et de la Technologie, et à la Ministre de la Culture et de la Communication*. Paris: <https://www.vie-publique.fr/rapport/24941-les-langues-de-france-rapport-au-ministre-de-leducation-nationale-de>, letzter Abruf 07.06.2022.
- Chaudenson, Robert (1999) Le français d'Outre-mer. In: Chaurand (dir.), 347-377.
- Chaurand, Jacques (dir., 1999) *Nouvelle histoire de la langue française*. Paris: Editions du Seuil.

- Christy, T. Craig (1983) *Uniformitarianism in Linguistics*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Clerico, Geneviève (1999) Le français au XVIe siècle. In: Chaurand (dir.), 147-224.
- Clyne, Michael G. (1984) *Language and Society in the German-speaking Countries*. Cambridge etc.: Cambridge UP.
- Clyne, Michael G. (1991) *Community Languages. The Australian Experience*. Cambridge etc.: Cambridge UP.
- Clyne, Michael G. (1992) German as a Pluricentric Language. In: Clyne (Hrsg.), 117-148.
- Clyne, Michael (Hrsg., 1992) *Pluricentric Languages. Differing Norms in Different Nations*. Berlin/Boston: Mouton de Gruyter.
- Coste, Daniel (2019) Notes sur le concept de transculturalité. In: Budach, Gabriele et al. (Hrsg.): *Grenzgänge en zones de contact*. Paris: L'Harmattan, 235-244.
- Dengscherz, Sabine/Michèle Cooke (2020) *Transkulturelle Kommunikation. Verstehen - Vertiefen - Weiterdenken*. München/Tübingen: UVK/Narr Francke Attempto.
- Dittmar, Norbert/Peter Schlobinski (Hrsg., 1988) *The Sociolinguistics of Urban Vernaculars. Case Studies and their Evaluation*. Berlin/New York: De Gruyter [= Sociolinguistik und Sprachkontakt, 1].
- Dittmar, Norbert/Peter Schlobinski/Inge Wachs (1988) Urban Vernacular Studies: Contributions to Sociolinguistics. In: Dittmar/Schlobinski (Hrsg.), 3-144.
- Drews, Wolfram/Christian Scholl (Hrsg., 2016) *Transkulturelle Verflechtungsprozesse in der Vormoderne*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Dreyfus, Martine/Jean-Marie Prieur (dir., 2012) *Hétérogénéité et variation. Perspectives sociolinguistiques, didactiques et anthropologiques*. Paris: Michel Houdiard.
- Ehlich, Konrad (2006) Die Vertreibung der Kultur aus der Sprache. 13 Reflexionen zu einem reflexionsresistenten Thema. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 34, 50–63.
- Elspaß, Stephan (2005) Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte ‚von unten‘. In: Eichinger, Ludwig M./Werner Kallmeyer (Hrsg.) *Standardvariation: Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin/New York: De Gruyter, 63-99.
- Elspaß, Stephan (2011) *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Berlin/Boston: Niemeyer.

- Erfurt, Jürgen (1993) Sprachwerk(eln) und Sprachwandel(n). Über J. L. Ménétras "Journal de ma vie" und die Skalierung schriftinduzierten Sprachwandels im Französischen. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST)* 47, 147-183.
- Erfurt, Jürgen (1996) Sprachwandel und Schriftlichkeit. In: Günther, Hartmut/Otto Ludwig (Hrsg.) *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and its Use*. Berlin/New York: De Gruyter, 1387-1404.
- Erfurt, Jürgen (2003) Plurizentrischer Sprachausbau und die Herausbildung von Standardvarietäten in Moldova und in Québec. In: *Quo Vadis Romania? – Zeitschrift für eine aktuelle Romanistik* 22, 8 – 21.
- Erfurt, Jürgen (2008) Le standard, une variété à apprendre. Regards sur le français parlé au Québec. In: Erfurt, Jürgen/Gabriele Budach (Hrsg.) *Standardisation et déstandardisation/Estandarización y desestandarización. Le français et l'espagnol au XXe siècle/El francés y el español en el siglo XX*. Frankfurt/M. etc. Lang: 139-183.
- Erfurt, Jürgen (2016) Le concept de transculturalité : un atout pour le débat sur l'éducation bilingue? In: Erfurt, Jürgen/Christine Hélot (Hrsg.) *L'éducation bilingue en France: Politiques linguistiques, modèles et pratiques*. Limoges: Lambert-Lucas, 592-609.
- Erfurt, Jürgen (2021) *Transkulturalität - Prozesse und Perspektiven*. Tübingen: Narr Francke Attempto/utb.
- Erfurt, Jürgen (Hrsg., 2003) *'Multisprech': Hybridität, Variation, Identität*. Duisburg [= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 65].
- Erfurt, Jürgen (Hrsg. 2005) *Transkulturalität und Hybridität: 'l'espace francophone' als Grenzerfahrung des Sprechens und Schreibens*. Frankfurt/M.: Lang.
- Escher, Felix (1988) Die brandenburgisch-preußische Residenz und Hauptstadt Berlin im 17. und 18. Jahrhundert. In: Ribbe, Wolfgang (Hrsg.) *Geschichte Berlins*. Erster Band: Von der Frühgeschichte bis zur Industrialisierung. München: Beck, 343-403.
- Fabricius, Anne H./Bent Preisler (Hrsg., 2015) *Transcultural Interaction and Linguistic Diversity in higher Education the Student Experience*. Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan.
- Fierro, Alfred (1996) *Histoire et dictionnaire de Paris*. Paris: R. Laffont.
- Friedländer, Albert H. (1991) Von Berlin in die Welt. Personen und Stationen der jüdischen Reformbewegung. In: Nachama, Andreas/Julius H. Schoeps/Edward van Voolen (Hrsg.) *Jüdische Lebenswelten. Essays*. Frankfurt/M.: Jüdischer Verlag, Suhrkamp, 13-32.
- Gadet, Françoise (1999) La langue française au XXe siècle. In: Chaurand (dir.), 583-673.

- Gardt, Andreas (Hrsg., 2000) *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Gardt, Andreas/Klaus J. Mattheier/Oskar Reichmann (Hrsg., 1995) *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*. Tübingen: Niemeyer.
- Gedike, Friedrich ([1784] 1987) *Über Berlin. Briefe ‚Von einem Fremden‘ in der Berlinischen Monatsschrift 1783-1785. Kulturpädagogische Reflexionen aus der Sicht der ‚Berliner Aufklärung‘*. Herausgegeben von Harald Scholz unter der Mitwirkung von Ernst Krüger. Berlin: Colloquium.
- Geiger, Ludwig ([1871] 1987) *Geschichte der Juden in Berlin*. Nachdruck der Ausgabe 1871. Mit einem Vorwort von Hermann Simon. Berlin: Arani.
- Gessinger, Joachim (1980) *Sprache und Bürgertum. Zur Sozialgeschichte sprachlicher Verkehrsformen im 18. Jahrhundert in Deutschland*. Stuttgart: Metzler.
- Gessinger, Joachim (1995) Kommunikative Verdichtung und Schriftlichkeit. Lesen, Schreiben und gesellschaftliche Organisation im 18. Jahrhundert. In: Gardt/Mattheier/Reichmann (Hrsg.), 279-306.
- Gessinger, Joachim (1998,²2003) Aspekte einer brandenburgischen Sprachgeschichte. In: Besch, Werner/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 3. Teilband. Berlin/New York: De Gruyter, 2674-2699 [= HSK 2,3].
- Gessinger, Joachim (1999) Regionale Sprachgeschichtsforschung: Metropolenbildung und Sprachwechsel am Beispiel Berlin – Brandenburg. In: *Sociolinguistica* 13: Historische Soziolinguistik, 159-178.
- Gessinger, Joachim (2005) Am Anfang war die deutsche Sprache. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST)* 69, 45-75.
- Gessinger, Joachim (2016) Kulturwissenschaftliche Orientierung in der Sprachgeschichtsschreibung. In: Jäger/Holly/Krapp/Weber/Heekeren (Hrsg.), 662-679.
- Gessinger, Joachim /Fischer, Christian (1998) Schriftlichkeit und Mündlichkeit in Brandenburg-Berlin. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 117, Sonderheft, 84-109.
- Goebel, Hans (1998) Vergleichende ethnolinguistische Betrachtungen zu den romanischen Minderheiten im Alpenraum. In: Werlen, Iwar (Hrsg.): *Mehrsprachigkeit im Alpenraum. Aarau*. Frankfurt/M. /Salzburg: Sauerländer, 17-33.
- Grammont, Maurice (1914) *Traité pratique de prononciation française*. Paris: Delagrave.

- Gruschka, Roland (2004) Jiddisch und jüdische Identität in Berlin um 1800. Der Sprachkosmos in Isaak Euchels Aufklärungskommödie *Reb Henoch*. In: Tintemann/Trabant (Hrsg.), 89-113.
- Gugenberger, Eva/Kathrin Saringen (Hrsg., 2011) *Hybridität - Transkulturalität - Kreolisierung: Innovation und Wandel in Kultur, Sprache und Literatur Lateinamerikas*. Wien etc.: LIT Verlag.
- Hermann-Winter, Renate (1992) Urteile über Niederdeutsch aus dem 18. und 19. Jahrhundert. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 115, 123-144.
- Hettler, Yvonne/Pamela König/Jens Philipp Lanwer (2011) Sprachlagen und Sprachbewegungen zwischen hochdeutschem Standard und niederdeutschen Dialekten. In: Elvira Glaser/Jürgen Erich Schmidt/Natascha Frey (Hrsg.): *Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD)*. Stuttgart: Steiner, 117–146.
- Hickey, Raymond (2007) *Irish English. History and Present-day Forms*. Cambridge: Cambridge UP
- Jäger, Ludwig/Werner Holly/Peter Krapp/Samuel M. Weber/Simone Heekeren (Hrsg., 2016) *Sprache – Kultur – Kommunikation / Language – Culture – Communication. Ein internationales Handbuch zu Linguistik als Kulturwissenschaft / An International Handbook of Linguistics as a Cultural Discipline*. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton.
- Jersch-Wenzel, Stefi (1978) *Juden und ‚Franzosen‘ in der Wirtschaft des Raumes Berlin/Brandenburg*. Berlin: Colloquium.
- Justi, Johann Heinrich Gottlob v. (1782) *Grundsätze der Policywissenschaft in einem vernünftigen, auf den Endzweck der Policy gegründeten Zusammenhange*. Göttingen: Vandenhoeck.
- Kämper, Heidrun/Anette Klosa/Oda Vietze (Hrsg., 2008) *Aufklärer, Sprachgelehrter, Didaktiker: Johann Christoph Adelung (1732-1806)*. Tübingen: Narr Franke Attempto.
- Keim, Inken (2012) *Mehrsprachige Lebenswelten. Sprechen und Schreiben der türkisch-stämmigen Kinder und Jugendlichen*. Tübingen: Narr.
- Keller, Rudi (1994) *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen/Basel: Francke.
- Kerswill, Paul (2006a) Koineization and Accomodation. In: Chambers, J. K./Peter Trudgill/Natalie Schilling-Estes (Hrsg.) *The Handbook of Language Variation and Change*. Malden etc.: Blackwell, 669-702.
- Kerswill, Paul (2006b) Migration and Language / Migration und Sprache. In: Ammon, Ulrich/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier/Trudgill, Peter (Hrsg.) *Sociolinguistics*.

- An International Handbook of the Science of Language and Society / Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft* 2. Aufl., Bd. 3. Berlin/New York: De Gruyter, 2271-2285 [HSK 3.3].
- Kinderling, Johann Friedrich August (1800) *Geschichte der Nieder-Sächsischen oder sogenannten Plattdeutschen Sprache vornehmlich bis auf Luthers Zeiten*. [...]. Magdeburg: Keil.
- Kirkness, Alan (1975) *Zur Sprachreinigung im Deutschen 1789-1871. Eine historische Dokumentation*. 2 Bde. Tübingen: Narr.
- Klinkenberg, Jean-Marie (1999) La francophonie septentrionale. Belgique francophone, Suisse romande, Québec. In: Chaurand (dir.), 507-545.
- Kratochvil, Alexander/Renata Makarska/Katharina Schwitin/Annette Werberger (Hrsg., 2013) *Kulturgrenzen in postimperialen Räumen. Bosnien und Westukraine als transkulturelle Regionen*. Bielefeld: transcript.
- Kremnitz, Georg (avec le concours de Fañch Broudic et du collectif HSLF) (dir., 2013) *Histoire sociale des langues de France*. Rennes: Presses universitaires de Rennes.
- Lämmert, Eberhard (2005) Friedrich der Große und die deutsche Literatur. In: Wehinger, Brunhilde (Hrsg.) *Geist und Macht. Friedrich der Große im Kontext der europäischen Kulturgeschichte*. Berlin: Akademie, 13-22.
- Lasch, Agathe (1910) *Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*. Dortmund: Ruhfus.
- Lasch, Agathe (1928) ‚Berlinisch‘. *Eine berlinische Sprachgeschichte*. Berlin: Hobbin.
- Levinson, Stephen (1988) Conceptual Problems in the Study of Regional and Cultural Style. In: Dittmar/Schlobinski (Hrsg.), 161-190.
- Li, Wei (2018) Community Languages in Late Modernity. In: Tollefson, James W./Miguel Pérez-Milans (Hrsg.) *The Oxford Handbook of Language Policy and Planning*. New York: Oxford University Press, 591-609.
- Linke, Angelika (1996) *Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart: Metzler.
- Lodge, R. Anthony (2004) *A Sociolinguistic History of Parisian French*. Cambridge: Cambridge UP.
- Lodge, Anthony (2013) Paris et l'émergence du français standard. In: Kremnitz (dir.), 249-258.
- Löffler, Heinrich/Lorenz Hofer (Hrsg.) *Stadtsprachenforschung. Ein Reader*. 2 Teilbände. Hildesheim/Zürich/New York: Olms [Germanistische Linguistik 202-205].

- Maas, Utz (1995) Ländliche Schriftkultur in der Frühen Neuzeit. In: Gardt/Mattheier/Reichmann (Hrsg.), 249-277.
- Maas, Utz (2012, ²2014) *Was ist deutsch? Die Entwicklung der sprachlichen Verhältnisse in Deutschland*. München: Fink, UTB.
- Macha, Jürgen (2007/2008) Pragmatik und Spracharealität. Eine dialektologische Forschungsskizze. In: *Niederdeutsches Wort* 47/48, 317–326.
- Mackel, Emil (1905) Romanisches und Französisches im Niederdeutschen. In: *Festschrift für A. Tobler zum 70. Geburtstag dargebracht*. Braunschweig: Westermann, 263-273.
- Mattheier, Klaus J. (1984) Sprachwandel und Sprachvariation. In: Besch/Betten/Reichmann/Sonderegger (Hrsg.) 1. Aufl., Bd. 1, 768-777.
- Mattheier, Klaus J. (1995) Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven. In: Gardt/Mattheier/Reichmann (Hrsg.), 1-18.
- Mauter, Horst (1992) Berliner Geschichte und Bevölkerungsentwicklung bis zum 18. Jahrhundert. In Schildt/Schmidt (Hrsg.), 33-65.
- Mugglestone, Lynda (1995) *Talking proper: The Rise of Accent as Social Symbol*. Oxford: Clarendon.
- Munske, Horst Haider (1995) Ist eine europäische Sprachgeschichtsschreibung möglich? In: Gardt/Mattheier/Reichmann (Hrsg.), 399-411.
- Narcy-Combes, Jean-Paul (2018) Le transculturing: un construit pour découvrir les ressorts du translanguaging. In: *Language Education and Multilingualism – The Landscape Journal*, Vol. 1, 52-65.
- Nerius, Dieter (1989) Die Rolle J. Chr. Adelungs in der Geschichte der deutschen Orthographie. In: *Sprachwissenschaft* 14, 78-96.
- [Netzwerk „Transkulturelle Verflechtungen“] Christ, Georg/Saskia Dönitz/Daniel König/Şevket Küçük Hüseyin/Margit Mersch/Britta Müller-Schauenburg/Ulrike Ritzefeld /Christian Vogel/Julia Zimmermann (Hrsg., 2016) *Transkulturelle Verflechtungen: mediävistische Perspektiven*. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- Neugebauer, Wolfgang (1995) Brandenburg im absolutistischen Staat. Das 17. und 18. Jahrhundert. In: Materna, Ingo/Wolfgang Ribbe (Hrsg.) *Brandenburgische Geschichte*. Berlin: Akademie.
- Ortiz, Fernando ([1940] 1987) *Contrapunteo cubano del tabaco y el azúcar. Prólogo y cronología de Julio Le Riverend*. (Reimpresión de la primera edición de 1940). Caracas: Bibliotheca Ayacucho.

- Pahta, Päivi/Janne Skaffari/Laura Wright (Hrsg., 2018) *Multilingual Practices in Language History: English and Beyond. Language Contact and Bilingualism*. Boston/Berlin: De Gruyter Mouton.
- Plourde, Michel (dir., 2000, ³2008) *Le français au Québec: 400 ans d'histoire et de vie*. Saint-Laurent/Sainte-Foy: Fides, Les Publications du Québec.
- Polenz, Peter v. (1994,²2013) *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band 2: 17. und 18. Jahrhundert. Berlin/New York: De Gruyter.
- Polenz, Peter v. (1999) *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band 3: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York: De Gruyter.
- Polenz, Peter v. (2011) Sprachgeschichte und Gesellschaftsgeschichte von Adelung bis heute. In: Cherubim, Dieter/Karlheinz Jakob/Angelika Linke (Hrsg.) *Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge*. Berlin/New York: De Gruyter, 1-24.
- Pöll, Bernhard (2005) *Le français langue pluricentrique? Études sur la variation diatopique d'une langue standard*. Frankfurt/M. etc.: Lang.
- Reichmann, Oskar (1993) Dialektale Verschiedenheit: zu ihrer Auffassung und Bewertung im 17. und 18. Jahrhundert. In: Mattheier, Klaus J. et al. (Hrsg.) *Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch*. Frankfurt/M. etc.: Lang, 289-314.
- Reichmann, Oskar (1994,²1998) Sprachgeschichte. Idee und Verwirklichung. In: Besch/Betten/Reichmann/Sonderegger (Hrsg.), 1-41 [= HSK 2,1].
- Rey, Alain/Frédéric Duval /Gilles Siouffi (2007) *Mille ans de langue française. Histoire d'une passion*. Paris: Perrin.
- Roche, Jörg (2013) *Mehrsprachigkeitstheorie: Erwerb – Kognition – Transkulturation – Ökologie*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Rosenberg, Klaus-Peter (1986) *Der Berliner Dialekt – und seine Folgen für die Schüler. Geschichte und Gegenwart der Stadtsprache Berlins sowie eine empirische Untersuchung der Schulprobleme dialektsprechender Berliner Schüler*. Tübingen: Niemeyer.
- Schendl, Herbert/Laura Wright (Hrsg., 2011) *Code-Switching in Early English*. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton.
- Schildt, Joachim (2003) Die Stadt in der neueren deutschen Sprachgeschichte II: Berlin. In: Besch, Werner/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 3. Teilband. Berlin/New York: De Gruyter, 2312-2321 [= HSK 2,3].

- Schildt, Joachim/Hartmut Schmidt (1986, ²1992) *Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt*. Berlin: Akademie.
- Schirmunski, Victor M. (1962) *Deutsche Mundartkunde*. Berlin: Akademie.
- Schlieben-Lange, Brigitte/Joachim Gessinger (Hrsg., 1982) Sprachgeschichte und Sozialgeschichte. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 12, Heft 47.
- Schmidt, Hartmut (1992) Die sprachliche Entwicklung vom 13. bis zum frühen 19. Jahrhundert. In: Schildt/Schmidt (Hrsg.), 111-182.
- Schmidt, Hartmut (2004) Moses Mendelssohns Versuch einer Bibelübersetzung für jüdische und christliche Leser. In: Tintemann/Trabant (Hrsg.), 115-137.
- Schmidt, Jürgen Erich/Joachim Herrgen (2011) *Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachforschung*. Berlin: Erich Schmidt.
- Schuchardt, Hugo (1909) Die Lingua franca. In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 33, 441-461.
- Schultz, Helga (Hrsg., 1987, ²1992) *Berlin 1650-1800. Sozialgeschichte einer Residenz*. Mit einem Beitrag von Jürgen Wilke. Berlin: Akademie.
- Siegel, Jeff (2001) Koineization and Creole Genesis. In Smith, Norval/Tonjes Veenstra (Hrsg.) *Creolization and contact*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 175-198.
- Simon, Bettina (1993) *Jiddische Sprachgeschichte*. Berlin: Jüdischer Verlag.
- Spitzer, Leo (1928) *Hugo Schuchardt-Brevier. Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Halle/S.: Niemeyer.
- Teuchert, Hermann (1928/29) [Rezension zu] Ag. Lasch, „Berlinisch“. In: *Teuthonista* 5 (1928/29).
- Tintemann, Ute/Jürgen Trabant (Hrsg., 2004) *Sprache und Sprachen in Berlin um 1800*. Hannover-Laatzten: Wehrhahn.
- Trabant, Jürgen (2002) *Der gallische Herkules. Über Sprache und Politik in Frankreich und Deutschland*. Tübingen/Basel: Francke.
- Volmer, Annett (2004) Sprachbewußtsein durch Diglossie. Der Übersetzer Samuel Henri Catel. In: Tintemann/Trabant (Hrsg.), 55-66.
- Wiese, Heike (2012) *Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht*. Beck: München.
- Wiese, Heike (im Erscheinen) Neue Dialekte im urbanen Europa. In: Busse, Beatrix/Warnke, Ingo (Hrsg.) *Sprache im urbanen Raum / Language in Urban Space*. Berlin/New York: De Gruyter [Handbuchreihe Sprachwissen, 20]

- Wiesinger, Peter (2000) *Nation* und Sprache in Österreich. In: Gardt (Hrsg.), 525-562.
- Wilke, Jürgen (1992) Die französische Kolonie in Berlin. In: Schultz, 353-430.
- Willemyns, Roland/Helga Bister (1989) The Language Continuum as a Pluridimensional Concept. In: Ammon, Ulrich (Hrsg.) *Status and Function of Language and Language Varieties*. Berlin: De Gruyter, 541-551.
- Wimmer, Andreas/Nina Glick Schiller (2002) Methodological Nationalism and beyond: Nation-state Building, Migration and the Social Sciences. In: *Global Networks* 4 (2), 301-334.